Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

42. Jahrg. Scottdale, Pa., 15. Oktober 1919. No. 42.

Der Mensch denkt — Gott lenkt

Durch Nacht zum Licht! Dies halte fest, o Seele,
Ob's trüb und dunkel vor dir — auf dir liegt;
Des Höchsten Rat und Führung dich befehle
Und glaub es nur: der frohe Glaube siegt,
Und Glauben halten bleibt ja unsre Pflicht:
Durch Nacht zum Licht!

Durch Nacht zum Licht! Die düstre Todespforte
Ist nicht mehr schauerlich — sie führet ein
In jene hehren, wunderfel'gen Orte,
Wo wir uns sehnen oft daheim zu sein.
Drum bleibt's dabei, mein Herz u. Auge bricht:
Durch Nacht zum Licht!

Durch Nacht zum Licht! Was wirst du einst
empfinden,
Wenn du bist droben in der Herrlichkeit!
Wie wird gleich einem Morgentraume schwinden
Das ganze lange Leiden dieser Zeit,
Wenn um die Stirn der Herr den Kranz dir
flicht
Im ew'gen Licht!

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE

Rundschau

Published by the

Mennonite Publication Board

Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:

C. B. Wiens, Editor.

MENNONITE PUBLISHING HOUSE

Scottdale, Pa.

15. Oktober 1919.

Das Kanaan der Verheißung.

Es leuchtet inmitten der düstern Welt
Ein Licht wie die Sterne vom Himmelszelt,
Doch ob es auch weit seine Strahlen erstrecke,
Noch hüllt sich das Land in der Finsternis Decke,
Noch löst es sich nicht von der Dunkelheit Bann,
Nicht strahlt ihm die Leuchte von Kanaan.

Es gibt eine Sprache, so lieblich traut,
Sie klinget dem Ohre wie Heimatlaut,
Und treffen sich zwei an der Welten Ende,
Sie drücken sich selig als Brüder die Hände, —
Was ihnen die Herzen so mächtig gewann,
Es war die Sprache von Kanaan.

Es wandelt inmitten der Welt und der Zeit,
Das kleine Häuflein der Christenheit,
Verachtet, verlästert, gehaßt ohne Gleichen,
So wie es verheißen dem Kreuzeszeichen;
Und ob ihm im Sturme auch bangen kann,
Es zieht seine Straße nach Kanaan.

Gar große Helden und Herren sind's nicht,
Es ist noch so vieles, was ihnen gebricht;
Sie kämpfen und ringen, und wenn sie dann fallen,
So wird's im Triumph durch die Lande schallen:
„Seht da, was der Glaube doch nützen kann,
Heim kehren sie siegreich nach Kanaan!"

O Land der Verheißung, wie leuchtet dein Schein
Den Wandernden, Müden ins Herze hinein,
Wie stärkt er die Schwachen, wie spornt er zum Streben,
Dem Herrn, nicht uns selber, hienieden zu leben!
O ziehe dein Volk du dir mächtig hinan,
Du heiliges, seliges Kanaan!

(Brüder-Botschafter.)

Die ureigentliche Herrlichkeit des Bibelworts.

Zunächst weisen wir hin auf das Zeugnis Petri, wo er sagt: „Und das sollt ihr für das erste wissen, daß keine Weissagung in der Schrift geschieht aus eigener Auslegung. Denn es ist nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geist." Ein frommer Gottesmann sagt: „Die heilige Schrift ist von Männern geschrieben, die das neue, von Gott gewirkte Leben besaßen, wenn auch in verschiedenen Graden der Vollkommenheit. Folglich kann das Schriftwort nur von denen verstanden werden, welche von dem neuen Leben erfaßt sind. Sie vermögen den Strom des göttlichen Geistes im Worte rauschen zu hören, weil ihnen dieser Geist etwas Bekanntes ist. Selbst im neuen Leben stehend, sehen sie mit immer neuem Staunen, wie dasselbe Leben in erquickender Frische und ursprünglicher Klarheit in der heiligen Schrift hervorbricht und die gottesbedürftige Seele labt. Indem wir alle Teile der Schrift überschauen, nehmen wir wahr, daß sie ein vom göttlichen Geiste gewirktes, in sich geschlossenes Ganzes bilden. Im Mittelpunkt der Schrift steht, alle anderen Gestalten weit überragend, Christus der Herr des Lebens. Das Alte Testament weist auf Christus hin und läßt uns das Ihm sich machtvoll erweisende neue Leben als „Erfüllung" alles dessen erkennen, was schon das Herz der alttestamentlichen Gottesmänner bewegte und das Volk Israel mit seinen gesetzlichen und kultischen Einrichtungen erstrebte."

Die Urquelle des neuen Lebens von dem die Schrift zeugt und das aus ihr uns entgegenströmt, ist und bleibt Christus der als das ewige Wort vom Vater, im Zeugnis der Schrift das vermittelnde und übermittelnde Centrum, zwischen Gott und Menschen bildet, durch den heiligen Geist. Dieser heilige Geist ist das übermittelnde Medium der Schrift, welche ist die Urkunde einer durch Jahrtausende hindurchschreitenden Geschichte, deren Höhepunkt die Erscheinung Jesu und deren Ziel der durch Ihn vermittelte Verkehr des Menschen mit Gott, die Schöpfung einer neuen Menschheit ist.

Hier mag hervorgehoben werden, welche reichen und unerschöpflichen Quellen aus den Psalmen und den prophetischen Büchern uns entgegensprudeln. Durch sie wird unser inneres Leben für eine wirkliche Erneuerung und Verwandlung gottwärts getragen, zubereitet und befähigt. Das Wort erweist sich als eine Gotteskraft erhaben über alles menschliche Erkennen und Verstehen. Je mehr wir in die Schrift eindringen, je hingebender wir uns ihren Wirkungen aussetzen je tiefere Wandlungen wir dabei erleben, desto klarer werden wir erkennen, daß ihr eine unvergleichliche Lebenskraft innewohnt. Das „Verstehen" der Schrift hebt mit dem Augenblicke an, wo das starke, selige Leben, welches die Männer Gottes in sich trugen, im eigenen Herzen geboren wird. Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Man kann alle historischen und kritischen Methoden der Bibelwissenschaft beherrschen und dennoch im Verständnis der Schrift recht arm bleiben so lange Herz und Gewissen von dem in ihr waltenden Gottesgeiste nicht erfaßt und der Inhalt der Schrift nicht als Antwort auf das tiefste Fragen der eigenen Seele, mit dem Gefühl unverdienter Erlösung und Freimachung, erlebt ist. Der Mensch, welcher die Gotteskraft des Schriftwortes in schwersten Zeiten erprobt hat, wird am wenigsten bereit sein, Lehren oder Anschauungen der Bibel kurzerhand als religiös wertlos von der Hand zu weisen. Denn er weiß von Zeiten, wo diese und diese allein, seinem inneren Leben Kraft und Mut gegeben haben, äußerlich an ihn heran getretenen Verhältnisse zu ertragen. Selbst aus tiefem Verfall und den schlimmsten Störungen wird er aufgerichtet und in das richtige Verhältnis zu Gott wieder eingerückt, wenn ein Schriftwort aus der persönlichen Fülle Gottes herausgeredet, wie mit elektrischem Schlage, in die Tiefe des Menschengeistes hineinzuckt oder denselben, langsam wirkend, mit Himmelskraft durchdringt.

Die heilige Schrift stellt ihre einzigartige Autorität, auf dem inneren Erfahrungswege fest und auch die Geschichte der Kirche lehrt und bestätigt, daß sich die Bibel für die Gemeinde aller Zeiten als eine unversiegliche Quelle der Reinigung und der Erneuerung des christlichen Lebens bewährt hat. Ihre unvergleichlichen Wirkungen bezeugen es, unwidersprechlich, daß eine urgöttliche Kraft und Herrlichkeit ihr innewohnt, heilbringend und heilskräftig auf das ewige Wohl der gesamten Menschheit, einwirkend was von keinem andern Buch oder Wort gesagt werden kann.

Die göttliche Zucht.

Die Schrift sagt in Ebräer 12, 5—7: „Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn, und verzage nicht, wenn du von ihm gestraft wirst. Denn, welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupt aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. So ihr die Züchtigung erduldet, so erbietet sich euch Gott als Kindern; denn wo ist ein Sohn den der Vater nicht züchtigt?" Und dann weiterhin: „Und jene zwar haben uns gezüchtigt wenige Tage, nach ihrem Dünken; dieser aber zu Nutz, auf daß wir seine Heiligung erlangen."

Dieses stellt also fest, daß Kinder Gottes unter der göttlichen Zucht stehen, was ihnen oft nicht recht einleuchten und von andern mißverstanden und falsch beurteilt wird. Züchtigung meint nicht im ersten Grunde Gericht oder Strafe. Es bedeutet vielmehr ein Ziehen, Erziehen, und in diesem Fall das lautere, heilige Liebesziehen des himmlischen Vaters, der damit unser zeitliches und ewiges Heil und Wohl im Auge hat. Der beste Vater muß die Zuchtrute zuweilen anwenden, um seinen Söhnen Torheiten aus dem Herzen zu treiben. Auf's Geistliche gedeutet, müssen wir nicht gestehen, daß die Zucht auch bei Kindern Gottes not tut? Steckt nicht auch in ihnen noch so manche Torheit. Finden sich da nicht auch allerlei Unarten, Kleinglaube, Mißtrauen und Unglauben gegen Gott! Wieviel Eigensinn und Eigenwille! Hochmut und Einbildung! wieviel Trotz und Verzagtheit, Trägheit, Widerspruch und Zanksucht!

Wieviel Verkehrtes ist oft in unserem Temperament, in unserem Charakter in angeborenen, anerzogenen und angewöhn-

ten Neigungen und Abneigungen! Und das alles muß in Ordnung kommen? Ist nicht die richtige Antwort: Durch die göttliche Erziehung und Züchtigung?

Man hört heutzutage oft das Wort: Es gibt unter hundert Menschen kaum einen gesunden, normal entwickelten, und auf dem geistlichen Gebiete möchte man ähnliches sagen. Es gibt so viele Lahme, Blinde, Krüppel, Sieche: unvollständige Bekehrungen, teilweise Erneuerungen, Stillstand, Rückgang in der Entwicklung. Gibt es nicht ganze Versammlungen und Gemeinden und Gemeinschaften, die eher einem großen Krankenhaus gleichen als einer Vereinigung lebendiger Christen? Das Kreuz, die Züchtigung reguliert diese Dinge. Deshalb hören wir oft die Ermahnung: Bringe das unter das Kreuz. Damit meinen wir freilich vorallererst, das Kreuz Christi, wo wir die Kraft des Blutes Christi, die Kraft seines Todes, seines Auferstehens und die erneuernde Kraft des heiligen Geistes erfahren. Aber bis wir dieses so recht im Glauben zu tun vermögen muß der Herr mancherlei tun in unserem Leben. Auf vielen Umwegen muß er uns erziehen dazu; er muß uns geißeln, züchtigen, strafen, sein Angesicht verbergen, locken und mahnen. Wir begegnen zuweilen Kindern Gottes, die mit heiligem Ernst kämpfen; es sind Kämpfe, bei denen sie allein nicht mehr durchkommen, aber wenn man genau zusieht, ist es nur ein Kampf mit sich selbst. Sie wissen es, daß sie die Sache unter das Kreuz bringen sollen; aber da steht ihnen der „Selbstmacher" im Wege, ohne daß sie es merken. Wir Menschen sind durch die Sünde ganz verwickelte und komplizierte Kreaturen geworden, zu deren Wiederherstellung und Zubereitung viel Weisheit, Geduld, Ernst und Liebe nötig ist. Aber der Herr hat es übernommen, uns zum Ziele zu bringen, und in seiner Treue wendet er alles an, was nötig ist, und wird nicht müde, uns zu züchtigen und zu erziehen, weil er uns lieb hat. Hätte er uns nicht so lieb, dann würde er uns laufen lassen. Er würde sich gewiß nicht so viele Mühe geben mit uns, wenn er uns nicht so lieb hätte. Unser Herz ist ein trozziges und verzagtes Ding. Aber weil er uns lieb hat, möchte er uns von unserem Troz lösen. O wie betrübt es ihn, wenn er uns züchtigen muß, und doch tut er es. Sintemal er nicht von Herzen die Menschenkinder plaget und betrübet, sondern er hat Geduld mit uns und will nicht, daß eines verloren gehe. O, wie manche reden immer von der Liebe Gottes; aber von seinen Züchtigungen wollen sie nichts wissen. Gottes Liebe genießen wollen und ohne Zucht bleiben, das geht nicht. Die große, teure Vaterliebe läßt es nicht zu, seine Kinder zu verwöhnen. Darum laß dich lieben von ihm, auch wenn es sein muß durch sein Züchtigen.

Sehr törichterweise unterstehen sich manche Christen, ihre Mitchristen nach ihren Züchtigungen zu beurteilen, als dürfte man von schweren Führungen auf schwere Sünden zurückschließen. Wir könnten aus dem Worte Gottes ebenso das Gegenteil beweisen. Die, welche durch die schwersten Züchtigungen hindurchgehen müssen, sind in vielen Fällen viel heiliger und reiner als andre, die es weniger schwer haben. Je geförderter ein Christ ist, desto genauer nimmt es Gott. Ein solcher kann für kleine Dinge vom Herrn schwer geführt werden, während ein anderer gar nichts davon merkt. Wir wollen nie uns ein Urteil über andere bilden, die in der Züchtigung stehen. Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.

Schließlich: Fällt dir die Züchtigung schwer, so bringe sie in Verbindung mit Gottes Vaterliebe, und du wirst sie leichter tragen, ja die Rute küssen. Findest du manches unerklärlich, so laß die Sonnenstrahlen der göttlichen Liebesbestimmung darauf fallen. Das wird manches Rätselhafte lösen. Es hat schon Mancher Jahrzehnte in der Hochschule der Leiden zubringen müssen. Es geht durch Zerbrechen und Sterben hindurch — und alles dieses offenbarlich nicht bloß für die Zeit, sondern die Ewigkeit muß da hinzugerechnet werden. Wir sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare — das jetzt noch Verhüllte, das aber offenbar werden wird, wenn

„Die Nebel dieser Erden
Sind vom ew'gen Licht verscheucht."

Der fromme Hiller greift mutig in die Harfe und singt:

„Schick, mein Herz, die Glaubensblicke
Ueber Welt und Zeiten hin;
Schau nicht auf den Stand zurücke,
Wo ich noch auf Erden bin.
Blicke hin, nach jener Stadt,
Welche Gott zum Bauherrn hat;
Schaue auf! auf jenes Leben,
Das dir einst dein Gott wird geben."

Dies hat er gewiß den Patriarchen des alten Bundes nachgemacht. Oder auch den Aposteln, oder den seligen Psalmsängern, deren Schlußakkorde im Leide ausklangen in ein: „Dennoch bleibe ich stets an dir." „Du leitest mich nach deinem Rat, und nimmst mich endlich mit Ehren an." „So wollen wir Zucht, Leiten, Bewahren und Zubereiten in eins zusammenfassen, und wir haben dann das Richtige getroffen.

Die Pariser Bluthochzeit.

Fortsetzung.

Mitten unter diesen Greueln begegnet uns ein edler Zug, den wir nicht verschweigen dürfen. Der Scharfrichter weigerte sich, die Gefangenen ohne Urteil und Recht hinzurichten. Die Soldaten erwiderten gleichfalls, sie könnten Diejenigen nicht töten, von denen ihnen kein Leid widerfahren sei. Hätten die Gefangenen einen Aufruhr oder etwas derart begangen so würden sie derselben nicht schonen; sie, denen nur Tapferkeit und Tugend zustehe, wollten sich nicht mit einem solchen Schandfleck besudeln und sie überlassen dies Schindern und Metzgern. Nun wurde Le Clon, der Hakenschützen-Capitän, mit einem Haufen des liederlichsten Gesindels beordert, und diese schlachteten in wenigen Stunden 400 Gefangene im erzbischöflichen Hofe mit wilder Freude. Fast alle Märtyrer starben knieend und betend. Franz Couleur, ein alter, greiser Filzhuthändler, wurde mit seinen beiden Söhnen hingerichtet. Er war ein frommer Mann und hatte seine Kinder in der Gottesfurcht erzogen. Er redete zu ihnen mit lauter Stimme: „Entsetzet euch nicht, liebe Söhne, es ist nichts Neues, daß die allerliebsten Kinder Gottes von der Welt gehasset, greulich behandelt und als Schlachtschafe hingerichtet werden. Werden wir mit Christo leiden, so werden wir auch mit ihm herrschen. Lasset uns nicht erschrecken vor den entblößten Schwertern; denn sie sind uns eine Brücke, auf der wir zur ewigen Herrlichkeit eingehen. Wir haben lange genug in dieser bösen Welt gelebt. Wir ziehen zu Gott, um bei ihm zu leben; wir wandeln den schmalen Weg, den so viele tausend fromme Märtyrer vor uns betreten haben und brechen die Bahn Denen, welche uns nachfolgen werden." Als die Würger mit ihren blutigen Schwertern herantraten, nahm der Vater seine beiden Söhne in den Arm, um sie mit seinem Leibe gegen die Schwertstreiche zu bedecken. Die Söhne wiederum drängten sich um den Vater, um ihm sein Leben zu fristen. Sie riefen laut: „Lasset uns sterben, damit wir leben! Du, Herr Christi, bist allein unser Trost und Leben." Diese drei Märtyrer fielen zugleich unter den Streichen der Würger und gaben einer in des andern Armen den Geist auf. Die Mörder gingen nach verrichteter Blutarbeit in der Stadt spazieren und rühmten sich, indem sie einander ihre mit Blut bespritzten weißen Kittel zeigten; der eine prahlte, er hätte hundert, der andere mehr oder minder erwürgt. Indessen kam der Gouverneur von einer Reise zurück und machte dem Blutbad ein Ende. In Angers, Rouen, Toulouse und Bourdeaux wurde auf ähnliche Weise verfahren. In Rouen wurden mehr als 600 Männer und 50 Weiber erwürgt. Der Wüterich Maromme, ein Capitän, starb bald darauf in Verzweiflung, geschlagen von Gottes Hand. In Bourdeaux trug der Jesuit Edmond Angier viel zur Verfolgung der Protestanten bei. Dieser schrie beständig von der Kanzel gegen das Volk Gottes und ermahnte zum Abfall und zum Rücktritt in die römische Kirche, wobei er schreckliche Drohungen ausstieß. Leider ließen sich viele Kleinmütigen betören und wurden katholisch.

Indessen kam, vom König gesandt, Herr von Montpesat nach Bourdeaux und bestimmte den Gouverneur durch einen Eid, das Blutbad zu beginnen. Den 3. Oktober ließ nun der Statthalter alle gottlosen Buben und schlechtes Gesindel zu sich kommen und befahl ihnen, die Metzelei anzufangen. Der Almosenpfleger der reformierten Kirche zu Bourdeaux, ein ehemaliger Priester, lag auf seinem Siechbette. Man schleppte ihn auf die Straße und ließ ihm die Wahl, zu sterben oder in die Messe zu gehen; allein er wollte um einiger Tage willen, die er noch zu leben hatte, seine Seligkeit nicht verscherzen, und so wurde er hingeschlachtet. Es war zum Erbarmen, wie die armen Christen umherliefen und nicht wußten, wo aus und ein. Freunde und Verwandte schlugen nicht selten die Tür vor ihren Augen zu und taten, als kennten sie dieselben

ben nicht. Wieder Andere nahmen die Schlachtschafe zwar auf, aber gingen dann hin und verrieten sie den Mördern. Aber auch hier zeigten sich edle Katholiken als Menschenfreunde und sogar Priester retteten einige Schlachtopfer. Feinde wurden in Freunde verwandelt und halfen Denen durch, die sie sonst gehaßt hatten und so rettete sich eine Menge Protestanten durch die Flucht, während andere ihre Freiheit mit Geld erkauften. Das Morden und Rauben dauerte drei ganze Tage fort und 264 Personen, samt 14 oder 15, die in einem Keller erschlagen wurden, wurden erwürgt.

Indessen brach Gottes Gericht augenscheinlich über einige Verfolger herein und solche Gerichte erschreckten die Feinde und Widersacher, daß sie abstanden vom Würgen und Morden; aber sie taten nicht Buße. Solche Gottesgerichte stärkten indessen den Glauben der Schwachen, die oft an der Hilfe und Gerechtigkeit Gottes fast irre wurden. Herr von Montpesat wurde nämlich urplötzlich an der roten Ruhr hinweggerafft, und so starb Der, welcher so viel unschuldiges Blut vergossen hatte, am Blut unter Aechzen und Klagen. Der Advokat am Hofgericht, Vincenz, ein fürchterlicher Bluthund, welcher sich rühmte, mit eigener Hand den Türhüter Agraulet erwürgt zu haben, bekam einen Blutsturz und das Blut strömte ihm aus Mund und Nase. Er hielt sein Angesicht über ein Becken hin, so daß seine Augen, die sich so oft am Blut der Protestanten ergötzten, nichts als Blut sahen. Er, der nur von Blut redete, den so sehr nach Blut dürstete, ist endlich, so zu sagen, in seinem Blut schwimmend gestorben. Franz von Baulon, der Jesuiten-Freund und Protestanten-Feind, wurde dergestalt ausgeplündert und lebendig aufgefressen, daß er seine Kleider nicht auszog, aus Furcht, man möchte sie ihm auch vollends nehmen, worüber er in Verzweiflung gerieth. Der Statthalter Montferrand selbst wurde vier Jahre nachher, als er sich zum Kriege gegen die Protestanten rüstete, von einer Kugel durch den Leib geschossen, und blieb auf dem Platz, und der General-Prokurator Mulet, welcher den Protestanten in der Guienne den Tod geschworen hatte, starb plötzlich in der Raserei dahin. Ein anderer unersättlicher Wüterich wurde dergestalt am ganzen Leib aufgedunsen und aufgeblasen und wurde so ein schauerliches Bild seiner Unersättlichkeit, daß er bald in der Tat mitten entzwei bersten mußte. Später lag aber auch die schwere Hand Gottes auf Karl 9., welcher am 30. Mai 1574, als er erst 24 Jahre alt war, vor den Richter aller Welt gefordert wurde, indem er merkwürdigerweise an einem Blutflusse starb und ein schreckliches Ende nahm. Blut in Strömen hatte er vergossen, und an einer Blutkrankheit sollte er sterben, denn Blut floß aus seinen Schweißlöchern, bis es ihm sein Leben kostete. Seit der Bluthochzeit hatte er keine Ruhe mehr; Tag und Nacht sah er die Geister der Erschlagenen ihn verfolgend vor und hinter sich. Mitten im Schlafe fuhr er aus schweren Träumen auf und zwar in großer Seelenangst und Gewissenspein, so daß eine protestantische Amme, welche dem Blutbad entronnen war, sich gedrungen fühlte, ihn auf die große Gnade in Christo Jesu hinzuweisen. Sie forderte ihn zur Buße und zum Glauben an Jesum Christum auf, allein es war Alles vergebens, denn es haftete kein Trost und kein Wort Gottes in seinem Herzen. Er konnte nichts, als das Tuch voll weinen, das ihm die Amme darbot und starb dann in schrecklicher Verzweiflung. Wie merkwrüdig! Wir sehen eine Protestantin, deren Brüder Karl 9. tausendweise hinschlachten ließ, als einzige Trösterin an dem Kranken- und Sterbebette des jungen und verhärteten Sünders, um ihm das Evangelium des Friedens zu verkündigen. Welch ein Unterschied zwischen Dem, der Gott dient, und Dem, der ihm nicht dient. —

Laß uns, meine lieben Leser, nun mitten unter den Bluthunden auch noch nach Menschen umsehen, die noch ein gefühlvolles Herz im Leibe hatten. Die Geschichte bezeugt, daß nicht alle Katholiken blutdürstige Jesuiten und Ultramontane sind. So leisteten nicht alle Beamten dem Könige Gehorsam und sogar einzelne Bischöfe widersetzten sich den Blutbefehlen. Der Gouverneur von Dieppe redete die Bürgerversammlung also an: „Meine Herren, die königliche Verordnung kann nur solchen Calvinisten gelten, die sich durch Aufruhr strafbar machen. Gott sei Dank, wir haben deren keine unter uns. Wir lesen im Evangelium, daß die Liebe Gottes und des Nächsten das vornehmste christliche Gebot sei und daß an ihm das Gesetz und die Propheten hangen. Laßt uns diese Lehre Christi wohl zu Herzen nehmen. Kinder Gottes, laßt uns als Brüder einander lieben und an einander die Barmherzigkeit des Samariters üben. Das sind meine Gefühle, ich hoffe, das ihr sie teilt und diesen Gefühlen zufolge kann ich nicht finden, daß Einer unter uns sei, der das Leben verwirkt habe." Wahrlich, ein echter Protestant! ob er gleich noch den Rock eines Katholiken trug.

Wie groß die Zahl der gefallenen Opfer und Märtyrer im Ganzen gewesen sei, ist nicht genau zu bestimmen, indem sie auf 50,000 bis 100,000 angegeben wird. Als Märtyrer und Blutzeugen starben sie Alle, weil sie ja ihr Leben mit dem Abfall hätten erkaufen können und die Kirche mußte wahrlich eine blühende Kirche sein, die eine so große Menge Wahrheitszeugen zählte.

Während alle protestantischen Christen über die geschlagene Tochter Zions weinten, pries Philipp von Spanien den Tag der Bluthochzeit als einen der wenigen glücklichen seines Lebens, und ließ Papst Gregor 13., vor Freude die Glocken läuten, die Kanonen lösen, ordnete ein Fest an und ließ eine Denkmünze prägen, welche auf der einen Seite das Brustbild des Papstes, und auf der andern einen Engel mit Schwert und Kreuz vor Fliehenden und Erschlagenen darstellte, mit der Umschrift: „Niederlage der Hugenotten."

So verleugnet die römische Kirche ihren blutdurstigen Charakter nicht, sie dürstet nach Blut, sie vergießt Blut, wie und wo sie kann, und wenn auch einige Beispiele von edlen Katholiken, die vom Gegenteil zeugen, als leuchtende Punkte in der Geschichte dastehen, so waren dieselben nicht von Roms Geist, sondern von einem bessern Sinne beseelt.

Karl 9. heuchelte jetzt auch nicht mehr, sondern zog die Larve ab, indem er den 3. November 1572 eine Verordnung erließ, welche alle frühern Duldungsgesetze aufhob. Er glaubte sich jetzt siegreich, weil die Anführer der Protestanten, die noch übrig waren, der König Heinrich von Navarra und der Prinz Conde in den Schoß der römischen Kirche zurückgekehrt waren; allein vielen Katholiken gingen jetzt die Augen auf; sie verließen eine Kirche, die nur nach unschuldigem Blut dürstete, und wurden Protestanten. Auch edlere, katholische Fürsten äußerten ihr Mißfallen an den Greueln der Bartholomäusnacht. So nannte der Kaiser Maximilian 2., die Bluthochzeit einen unauslöschlichen Flecken in der Regierung seines Tochtermanns Karl 9. Elisabeth, die Königen von England, legte samt ihrem Hofe Trauerkleider an, und sie vergoß bittere Tränen über die Erschlagenen des Volkes Gottes. Als Heinrich von Anjou nach Polen reiste, um die dortige Krone in Besitz zu nehmen, und zu Churfürst Friedrich 3. von der Pfalz kam, führte ihn dieser in ein Zimmer und stellte ihn vor das Bild des edlen Coligny; Heinrich blickte weg; aber Friedrich sagte mit Rührung: Das war ein großer Mann, nie war ein Franzose mit reinerem Eifer für sein Vaterland erfüllt, als dieser. In ihm hat Frankreich Alles verloren. Und Heinrich, welcher den Stachel in seinem Gewissen nicht tilgen konnte, bekannte seine Sünden in Krakau Miron, seinem Leibarzte.

Der edle Kanzler de l'Hopital, welcher abgesetzt worden war und auf seinem Gute zu Vignay in Isle de France wohnte, starb aus Kummer über jene Greuel (15. März 1573), nachdem er noch vorher Karl 9. in einem Brief zur Milde und Sanftmut ermahnt hatte. Er blieb Katholik bis an sein Ende; aber er war kein Römling, und darum mißbilligte er die Verfolgung der Gläubigen. Noch lange könnte man so forterzählen von den blutigen Greueltaten in Frankreich, wenn man sich auf die späteren Verfolgungen einlassen wollte.

Schluß folgt.

Das Christentum in der Trübsal unter den Sarazenen.

Wenn die Christen jener Zeit die heilige Schrift fleißig gebraucht hätten, so hätten sie aus dem Buche der Richter deutlich ersehen können, warum der Herr den Sarazenen so viel Glück und Sieg verleihe und ein christliches Reich nach dem andern zu Grunde gehen lasse. Wie Gott das Volk Israel, wenn es sich versündigt hatte, in die Hände der Feinde fallen ließ, so übergab Gott die ausgeartete Christenheit dem Schwerte der Sarazenen, damit die Gottlosen seinem Reiche nicht länger Schande machen, die Trägen aber und Verirrten aus dem Schlafe der Sicherheit aufwachen möchten.

Die Christen bedurften einer ernsten Züchtigung, denn sie waren sehr von dem rechten Wege abgewichen. Von den herrlichen Zügen, die wir in der Apostelgeschichte von den ersten Christen lesen (Apg. 2, 42—47; 4, 32—35; 9, 31.) fanden sich nur noch wenige Spuren. Das Wort Gottes war den meisten Christen unbekannt und gleichgültig geworden, Unwissenheit und Aberglauben nahm immer mehr überhand, und man glaubte, ein rechter Christ zu sein, wenn man nur den Namen trug, und die christlichen Gebräuche mitmachte. Man hielt prächtigen Gottesdienst, aber man wußte eigentlich nicht mehr, was man glaubte. Heidnische Sünden, Trunk, Spiel, Prachtliebe, Wollust und Ungerechtigkeit nahmen überhand. Vor allen andern Ländern war das Verderben groß im griechischen Reiche (dem morgenländisch-römischen Kaisertum). Dort wurden die Lehrstreitigkeiten mit der größten Lieblosigkeit geführt und immer neue Fragen aufgebracht, die Zank gebären mehr denn Besserung im Glauben. So stritt man z. B. viele Jahre mit erbittertem Herzen darüber, ob Christus zwei Willen, einen göttlichen und einen menschlichen, habe, oder nur Einen; das nannte man den monotheletischen Streit, und vom Kaiser zum Bettler war alles in diesen Streit verwickelt. Die schändlichsten Ausschweifungen wurden begangen, Räuberei, Ehebruch, Mord, Aufruhr erfüllte das Reich, aber weder die Geistlichen noch die Richter straften solche Greueltaten. Die Christen waren nicht mehr, was sie sein sollten, das Salz der Erde. Wenn aber das Salz unschmackhaft wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.

Das Gericht, das durch die Sarazenen über die Christengemeinde kam, war groß und schwer. Wenn die Christen vor den herannahenden Feinden zitterten, so mußten sie sich zugleich tief schämen, daß sie von diesen Schülern des falschen Propheten in so vielem Guten übertroffen wurden. Wie einfach und mäßig lebten diese Kinder der Wüste, indeß unter den Christen Trunkenheit und Unzucht herrschte. Redlichkeit und Treue war noch viel eher bei den Sarazenen zu finden, als bei den listigen Griechen, und was noch mehr war, während die Christenheit in ihrer Trägheit nichts für ihren Herrn und für sein Reich wagen mochte, trat ihnen dies Volk gegenüber, das mit allem Eifer an seinem Gesetze hielt und mit Begeisterung Blut und Leben daran wagte, seinen falschen Glauben weiter auszubreiten. Wohin die Sarazenen drangen, da wurde das ganze Land eine weite, öde Wüste, Ströme von Blut flossen überall, wer nicht den mohammedanischen Glauben annahm, der mußte sterben. Ach, da wurde es erst recht offenbar, wie traurig es unter den Christen aussah. In der Zeit der ersten Verfolgungen würden die Jünger Christi ernstlich Buße getan und sich mit einmütigem Gebete zu ihrem Herrn gewandt haben, aber von solcher Gesinnung finden wir wenig Spuren. Die Meisten blieben leichtsinnig, bis das Schwert über ihnen gezückt war und Hunderttausende verleugneten aus Liebe zum Leben ihren treuen Herrn und wurden Mohammedaner, unbekümmert darüber, ob ihre Seele selig werde oder nicht. Merkwürdig ist das Schicksal der sieben asiatischen Christengemeinden, die wir aus der Offenbarung Johannes Kapitel 2 kennen. Auch sie waren, nachdem sie der Herr so lange mit göttlicher Geduld getragen, durch Unglauben, Gleichgültigkeit und Sünde zum Verderben reif geworden. Hundert Jahre lang streiften die Sarazenen an ihren Grenzen umher und taten einzelne Einfälle, aber die Christen dort verstanden die Warnungsstimme des Herrn nicht mehr. Da ging denn die Drohung Offenb. 2, 5 in Erfüllung, ihr Leuchter ward umgestoßen, sie selbst kamen um, und ihre Wohnstätte ward zur Wüste. Ein Reisender, der in neuer Zeit diese Oerter besuchte, fand von manchen derselben nur Trümmer, da und dort einsame Hütten und einzelne Christen, überall aber die kläglichste Unwissenheit und stumpfe Gleichgültigkeit.

Ausbreitung des Christentums im Norden Europas.

Während im Morgenlande das Schwert der wilden Sarazenen Christen mordete und in ganzen Ländern das Christentum ausrottete, pflanzte der Herr im Abendlande seine Kirche und breitete sie weiter aus. Noch lag heidnische Finsternis über dem größten Teile Deutschlands. Auch über Schottland und Irland, über Dänemark, Norwegen und Schweden, über Ungarn, Polen und Rußland leuchtete noch kein Strahl des göttlichen Lichtes, nur die südlichen Länder Europa's waren zum größten Teil mit dem Christentum bekannt geworden. England ist in dieser Zeit ein hell leuchtender Punkt. Es war schon in der früheren Zeit einmal ein christliches Reich gewesen, aber als die heidnischen Angelsachsen von Deutschland her dort eingewandert waren, hatten sie das Christentum unterdrückt und sieben kleine Königreiche dort gegründet. Diese aber wurden selbst christlich, und die ganze Insel empfing also zum zweiten Male den Segen des Evangeliums. Die englischen Christen hatten treue Lehrer und wohnten weit von Constantinopel und Rom, so daß sie weder von den Lehrstreitigkeiten im Morgenlande, noch von den Ansprüchen der Päpste im Abendlande etwas wußten, und ihr Christentum war daher einfacher, lauterer und herzlicher, als in vielen anderen Ländern zu dieser Zeit. Daher hatten sie aber auch mehr Liebe und mehr Kraft, auszugehen und auch anderen Völkern die Wohltaten des Evangeliums zu bringen. Der wahre Glaube an Christum ist immer in der Liebe tätig, und wer von Herzen ein Christ ist, der wünscht auch, daß alle Menschen so fröhlich und so selig in Gott sein möchten, wie er es ist. Die Engländer fingen ihre Missionen in den Ländern an, die ihnen zunächst lagen, in Schottland und Irland, und als dort das Wort Gottes Eingang gefunden hatte, fuhren sie über das Meer, dem festen Lande zu, und wurden in Gottes Hand die Werkzeuge zur Bekehrung der Deutschen. Im Jahre 590 kam der fromme, irländische Mönch Columban aus seinem Vaterlande, um die Heiden im Frankenreich zu bekehren. Er brachte zwölf Mönche als Gehülfen mit. Erst durchwanderte er einen großen Teil des Reichs, las überall den Leuten die heilige Schrift vor und erklärte sie ihnen, dann stiftete er mehrere Klöster auf dem Vogesengebirge und wohnte dort. Sein Wirken war sehr gesegnet, vorzüglich dadurch, daß er in seinen Klöstern manche heidnische Jünglinge zu christlichen Lehrern erzog. Später durchzog er als Verkündiger des Evangeliums die Länder der Sueven (Schwaben) und der Baiern. Auf einer solchen Missionsreise mußte einer seiner treuesten Gehilfen **Gallus** in der Nähe des Bodensees krank zurückbleiben. Als dieser genesen war, hielt er seine Krankheit für einen Wink der göttlichen Vorsehung, in dieser Gegend für die Verbreitung des Christentums wirksam zu sein. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine freundliche Mildtätigkeit und sein fester, freudiger Glaube verschaffte ihm vielen Eingang bei den Heiden, so daß er es wagen durfte, in einem ihrer Tempel die drei vergoldeten Götzenbilder, die sie anbeteten, zu zerschlagen, und sie auf den wahren Gott hinzuweisen. In einer Wildnis stiftete er ein Kloster, daß nach seinem Namen St. Gallen genannt und bei dem später die Stadt gleichen Namens gebaut wurde. Ungefähr um dieselbe Zeit starb in Würzburg der Irländer Kilian des Märtyrertodes. Er hatte bei dem Herzog Gosbert Eingang gefunden und ermahnte diesen, von seinen Sünden abzulassen, aber seine gottlose Gemahlin Geilana handelte an ihm, wie einst Herodias an Johannes dem Täufer, sie ließ ihn in der Abwesenheit ihres Gemahls ermorden.

Gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts begab sich Willibrod, ein Engländer, mit elf Gehülfen nach Holland, um dort zur Bekehrung der heidnischen Friesen zu wirken. Anfangs wurden sie übel vom Könige und seinem wilden Volke empfangen, und einer seiner Gefährten wurde getötet. Willibrod mußte nach Dänemark fliehen, aber im Jahre 693 kehrte er mit seinen Gehülfen zurück und nun war ihre Arbeit gesegnet. Willibrod wurde vom Papste zum Bischof von Utrecht ernannt. Er starb nach 50jähriger treuer Wirksamkeit, nachdem er viele Kirchen und Klöster gestiftet, viele junge Geistliche gebildet und eine große Menge von Heiden zum Lichte des Evangeliums geführt hatte. Seine Gehülfen und Schüler pflegten sich alljährlich in der Sommerzeit durch das ganze nordwestliche Deutschland zu zerstreuen. Vor dem Winter kehrten sie wieder nach Utrecht zurück, wo sie dann in der klösterlichen Stille durch das Lesen der heiligen Schrift, durch den Rat des väterlichen Bischofs und durch den gegenseitigen Umgang und die Erzählung der bisherigen Erfolge ihrer Wirksamkeit sich zu neuer Arbeit stärkten.. Ueberhaupt war die Errichtung von Klöstern damals ein gesegnetes Mittel zur Ausbreitung des Evangeliums. Sie waren die Stützpunkte für die Arbeiten der Missionare, dort wurden junge Lehrer gebildet, dort legte man

Schulen für die heidnischen Kinder an, und Neubekehrte fanden, wenn sie verfolgt wurden, dort eine sichere Zufluchtsstätte. Die Christen aber, die gerne in der Nähe ihrer Lehrer wohnen mochten, siedelten sich allmählig dort an, und so entstand aus manchem einsamen Kloster erst ein Dorf, und dann eine Stadt. Unter Willibrods Gehülfen sind die beiden Ewalde und Switbertus die merkwürdigsten. Die Brüder Ewald, von denen der eine der weiße, der andere der schwarze Ewald hieß, zogen vom Rheine her zu den Sachsen„ die in der heutigen Grafschaft Mark ihren Sitz hatten. Aber ihre Wirksamkeit unter diesen war von kurzer Dauer. Sie begegneten eines Tages dem Beamten eines Fürsten, und verlangten von diesem, daß er sie zu seinem Herrn führen möchte. Unterwegs sangen sie Psalmen und beteten. Die rohen Heiden aber, die sie daran für christliche Lehrer erkannten, fürchteten, ihr Herr möchte für Annahme des Christentums bewogen werden, und ermordeten sie unweit Unna.

Switbertus hatte sich das bergische Land vom Rheine bis an die Lippe zum Wirkungskreise ausersehen, wo damals Franken wohnten. Alljährlich reiste er von Utrecht dort hin und kehrte im Spätherbste wieder zurück. Aber er machte jedesmal, wenn er im Frühjahre wiederkehrte, die traurige Bemerkung, daß die guten Eindrücke, die das göttliche Wort im vorigen Jahre auf die Gemüter gemacht hatte, durch das wilde Jagdleben des Winters wieder verwischt worden war.

Unter allen, die an der Bekehrung der deutschen Völker gearbeitet haben, war keiner eifriger und tätiger, als Winifried, ein Benedictiner-Mönch aus vornehmem englischem Geschlechte. Voll von dem Verlangen, Menschen zu dem Heile in Christo zu führen, reiste er zuerst nach Rom und erwirkte sich vom Papste die Vollmacht, in Deutschland predigen zu dürfen, wo außer den Gegenden am Rhein und an der Donau noch alles mit heidnischer Finsternis bedeckt war. Willibrod, mit dem er eine Zeitlang unter den Friesen gearbeitet hatte, hätte den kräftigen Genossen gerne bei sich behalten, aber dieser fühlte sich zu mächtig zu den Wäldern hingezogen. Predigend wanderte er durch einen großen Teil von Hessen und Thüringen, und hatte die Freude zu sehen, daß manche, die früher schon etwas vom Christentum gehört hatten, es nun mehr zu Herzen nahmen, und viele, die zum erstenmale davon hörten, es begierig aufnahmen. Aber er hatte in seinem Berufe auch nicht wenig zu kämpfen und zu dulden, denn der alte Götzendienst ließ sich so leicht nicht verdrängen. In der Nähe von Geismar stand eine uralte Eiche, die dem Gott Thor, dem Donnerer, geheiligt war. Niemand nahete dem Baume, aus Furcht, getötet zu werden. Winifried erbot sich, ihn umzuhauen, ohne daß ihm etwas zu Leide geschähe. So groß war das Vertrauen des Volks auf die Macht seiner Götzen, daß es ihm den Versuch gestattete, in der gewissen Ueberzeugung, er werde darüber umkommen. Wie einst das israelitische Volk zu Elias Zeiten sich auf dem Berge Carmel versammelte, so strömten hier die Hessen und Thüringer in großen Haufen an dem bestimmten Tage zusammen, denn auch hier sollte entschieden werden, ob der Gott, den ihre Vater und sie bisher angebetet hatten, oder der von Winfried verkundigte Gott, der wahre sei. Der Missionar und einige Christen legten vor der versammelten Menge Hand an den heiligen Baum, ohne zu sterben. Unter den gewaltigen Schlägen ihrer Aexte ward er erschüttert und bald lag er am Boden zu ihren Füßen. Winfried ließ aus dem Holze ein Bethaus erbauen, die Heiden aber, von der Eitelkeit ihres Götzendienstes überzeugt, wurden nun williger, die neue Lehre kennen zu lernen. Immer weiter dehnte Winfried seinen Wirkungskreis durch ganz Deutschland aus, und überall gründete er Bistümer und Klöster. Die Bistümer Fulda, Eichstädt, Erfurt, Freisingen, Passau, Salzburg, wurden teils von ihm gestiftet, teils mit Lehrern versorgt. Der Papst veränderte seinen Namen in Bonifacius (Guttäter) und ernannte ihn erst zum Bischof, dann zum Erzbischof von Mainz. Dort hätte er nun seine Lage in Ruhe beschließen können, aber seine Liebe konnte nicht rasten; noch einmal wollte er, da Willibrod schon seit einiger Zeit gestorben war, die Friesen wieder besuchen, die erst zum Teil Christen waren. Sein Eifer wurde auch dort reichlich belohnt, aber auch sein Feierabend kam. Bonifazius hatte die Neubekehrten der ganzen Gegend in die Ebene von Dokkum beschieden, um sie dort durch Handauflegen zu confirmieren. Mit einigen Begleitern war er am Ufer eines Flusses gelagert, und erwartete sie. Aber statt ihrer erschien plötzlich ein Haufe wilder Heiden mit Lanzen, Schwertern und Schildern bewaffnet. Seine Begleiter schickten sich zur Gegenwehr an, aber Bonifazius sagte zu ihnen mit ruhiger Unerschrockenheit: Kinder, streitet nicht, der Tag, den ich lange erwartet habe, ist gekommen! Hoffet auf Gott, der wird eure Seelen erretten! So wurde der fromme Greis, der nicht mit Unrecht den Namen „Apostel der Deutschen“ führt, in seinem 75sten Jahre erschlagen, mit ihm 53 seiner Gefährten. Das geschah im Jahre 755. Die deutschen Christen glaubten, seinen Tod rächen zu müssen. Sie brachten ein großes Kriegsheer wider die Friesen zusammen, verheerten ihr Land, erwürgten die Männer und führten Weiber und Kinder weg. Die Uebrigbleibenden erkauften den Frieden dadurch, daß sie äußerlich die christliche Lehre annahmen.

Heimreise von Indien.

Von J. H und Maria Pankratz.

Wie sehr alle Reiseverhältnisse durch den Krieg und die Folgen desselben beeinflußt worden sind, geht aus einigen Erfahrungen, die wir während unseres kurzen Aufenthalts in Colombo machten, hervor. Dort fuhr zum Beispiel eine ledige Missionarin wenigstens eine Woche früher von Secunderabad ab nach Amerika als wir, und mit einmal, als wir zum Tisch gingen, sagte meine liebe Frau: „Dort sitzt ja Miß Holles“, und so war es wirklich auch. Wir kannten sie sehr wohl, und waren bei ihrer Abfahrt am Bahnhof gewesen. Sie mußte nach Calcutta, um ein Schiff zu bekommen, und mußte nun über den Atlantischen Ozean nach New York reisen. Da traf ihr Schiff und das unsrige zur selben Zeit in Colombo ein, das ihre nach Westen segelnd, und das unsere nach Osten. Weil sie aber drei Tage dort zu warten hatte, so hatte sie auch ein Hotel gewählt, und traf dahin, wo wir waren. Ein anderer Missionar hatte schon einen ganzen Monat in Colombo zugebracht und auf ein Schiff gewartet, und war immer abgewiesen worden. Diesem gelang es nun, auf unserem Schiffe mitzukommen. Für uns war dies eine Freude, denn er war schon seit vielen Jahren unser Freund. Dieses zeigt, wie unsicher alle Reisepläne in dieser Zeit sind. Ebenfalls trafen wir die sehr bekannte Missionsfamilie Dr. Scudder daselbst, und der erzählte mir mit Wehmut, daß sie endlich an demselben Tage abfahren sollten wie wir, aber daß seine Frau mit den Töchtern über den Atlantischen Ozean gehen sollten, während er und die Söhne wohl über den Pacific Ozean würden gehen müssen. Später erfuhren wir, daß es doch gelungen war, die Familie zusammen auf einem Schiffe unterzubringen. Als wir dies alles erfuhren, fühlten wir so, es sei viel Grund zur Dankbarkeit vorhanden, weil wir noch so gute Reisebedingungen bekommen hatten, wie sie waren. Dies sind nur einige Fälle von den sehr vielen, die in dieser Zeit beim Reisen vorkommen. Kosten und Beschwerden der Reise sind mehr als verdoppelt worden, seit wir das letzte Mal nach Indien reisten.

Doch wieder zurück zum Schiff. Wir fuhren also Montag, den 28. April, per Dampfer „Dilwara“ von Colombo ab. Es war doch fast 12 Uhr mittags, als unser Schiff aus dem Hafen fuhr. Man hätte mich beim Nehmen der Tickets nicht ganz so sehr treiben dürfen. Wir drehten uns nun nach Süden und fuhren um die Insel Ceylon herum, und dann ging es eben dem Osten entgegen, denn so hofften wir nach Amerika zu kommen. Nun waren wir für eine Woche von allem Verkehr mit dem Lande abgeschnitten, und so hatten wir mehr Zeit, uns etwas unsere Reisegesellschaft anzusehen. Unter den Reisenden auf diesem Schiffe fanden sich mehrere Missionare. Rev. Brock von der Baptisten Mission hatte ich schon erwähnt. Er ist uns ein langjähriger Freund in der Missionsarbeit, und daher gab es manche angenehme Stunde der Unterhaltung, die Missionsarbeit betreffend. Bald stellte es sich heraus, daß auch einige andere Missionare auf dem Boote waren, und alles dies machte es recht angenehm. Die Kinder, sowohl Janzens Kinder wie auch die unsern, haben manches frohe Spiel mit einander gehabt, und der „Onkel Brock“ wie sie ihn nannten, mußte ihnen viele Geschichten erzählen.

Die meisten Passagiere aber waren englische Militärbeamte, die eine Abteilung Soldaten nach Hong Kong nahmen. Diese

Leute sind im Gewöhnlichen fast unzugänglich für uns anderen Leute, sie bilden in sich eine vornehme Gesellschaft und wollen mit den andern Menschen nichts zu tun haben. Das Verhältnis zu diesen war doch ziemlich steif. Mit der Zeit aber wurden sie doch etwas offener für Unterhaltungen mit ihnen, und dies trug auch dazu bei, daß die Fahrt angenehmer wurde. Meine liebe Frau und ich hatten mit zwei jungen Offizieren an einem kleinen Tische zu sitzen, und bei diesen Tischunterhaltungen wurden diese Beamten ganz freundlich. Sie haben uns mitgeteilt, wie sie Missionsarbeit von der Außenseite betrachten und ihr Urteil war kein freundliches. Hin und wieder berührten sie wohl einen Punkt, wo etwas Ursache zur Beschwerde vorlag, aber wir Missionare bedauern solche Fälle mehr, als wir es irgend jemand sagen können. Dabei haben uns diese Unterredungen aber auch Gelegenheit gegeben, doch manches von der Missionsarbeit zu sagen was solche Männer nie erfahren. Sie haben zuletzt eine ganze andere Einsicht von der Missionsarbeit bekommen; sie haben uns als glücklich geschätzt, so weit des Menschen ewiges Heil in Frage kommt, für sie aber sei so eine Lebensart unmöglich. Ihre Zutraulichkeit nahm in solcher Weise zu, daß der eine von ihnen uns mit Bedauern von dem Herzeleid aus seines Vaters Familie mitteilte. Der Vater war ein gottesfürchtiger Mann und hatte in allen Wechselstürmen des Lebens an seinem Glauben an Gott und an seine Kirche festgehalten. Es schien diesem jungen Manne unbegreiflich, daß ein gerechter und liebevoller Gott seinem Vater so viel Herzeleid könne zukommen lassen, wenn wirklich so ein Gott vorhanden sein sollte. Nach manchem Hinweis auf die unerforschlichen Führungen Gottes und daß sie doch zum besten Ziele führen, schien der junge Mann Erleichterung darinnen zu finden, daß er von seinem Schmerz hatte etwas mitteilen dürfen. Noch manche andere Unterredungen fanden statt, doch kann ich hier nicht mehr darauf eingehen, eins aber ist klar, nämlich, daß auch in solcher Männer Herzen viel mehr Denken an ernste Dinge liegt als an der Oberfläche sichtbar ist. Von diesen zweien haben wir erfahren, daß sie jeden Morgen in der Stille unbeachtet ihre Gebetsbücher lasen. Es hatte sich auf der Fahrt bis Hong Kong schon eine Freundschaft zwischen ihnen und uns gebildet, und daher tat es uns fast leid, sie so kurz abschneiden zu müssen. Unsere Wege treffen sich wohl nie wieder, bis wir vor dem ewigen Richter stehen. Man fragt sich dann: waren die Eindrücke, die man gab, gottgewollt?

Im Uebrigen verlief die Reise angenehm und ohne besondere Begebenheiten. Das Wetter war sehr ruhig; fast keinen Wind hatten wir, und daher war auch fast niemand seekrank. Zum nächsten Morgen sollten wir bis Singapore kommen. Schon am Tage vorher konnten wir auf beiden Seiten Land sehen, auf der Südseite die Insel Sumatra, auf der Nordseite die Malay Halbinsel. Dies machte die Fahrt wunderschön und brach die Monotonie. Es war Sonnabend abend, als wir uns wie gewöhnlich nach dem Abendgebet in der Kabine zur Ruhe legten; aber diese Nacht blieb nicht ganz ruhig, denn nach Mitternacht setzte ein heftiger Regensturm ein, und eine furchtbare elektrische Entladung ging nieder. Blitz- und Donnerschläge fielen so schnell nacheinander, daß es erschreckend war. Der Kapitän hielt es für ratsam, das Schiff vor Anker gehen zu lassen, und so hielten wir dort für einige Stunden. Mit einmal klopft es an meine Kabinentür. Ich öffnete, und da stand unsere Linda und sagte, daß die Mama mich rufe, um zu beten. Ich ging schnell mit ihr. Wir waren nämlich in zwei verschiedenen Kabinen. Meine liebe Frau und auch die beiden Kinder konnten nicht ruhig sein, als bis wir Gott um besonderen Schutz in diesem Wetter angerufen hatten. Nach dem Gebet begaben sie sich wieder zur Ruhe. Um einige Stunden war alles vorüber, und das Schiff fuhr weiter. Morgens waren wir vor Singapore, und die Einfahrt in den Hafen zwischen den kleinen Inseln, die wie Hügel aus dem Wasser hervorstecken, war wunderschön. Es war zehn Uhr morgens, als das Boot beim Pier anlegte. Die Sonntagsruhe auf dem Schiff war damit gänzlich unterbrochen, denn nun kamen Dutzende Händler aller Art an Bord des Schiffes, und überall war es aufgeregt. Einige Passagiere verließen das Schiff, wieder andere bestiegen es, und alle unsere Reisegefährten wollten an Land gehen.

Um der Unruhe auf dem Boote etwas zu entgehen, gingen wir auch etwas ans Land. Wir schauten uns nach Kirchen um, fanden aber keine in der Nähe. Eine Missionssonntagsschule sahen wir und hörten dem Singen zu, gingen aber weiter. Manche klimatische Verhältnisse machen Singapore zu einer sehr schönen Stadt. Man muß über solche Naturschönheiten den Schöpfer im Himmel loben und sich auch freuen über die schönen Einrichtungen, welche Menschen machen können. Der Pflanzen- und Blumenwuchs war besonders schön; die erzählen auch das Lob unseres Gottes.

Um vier Uhr war wieder alles fertig zur Abfahrt. Als das Schiff sich in Bewegung gesetzt hatte, blieb der schöne Hafen schnell hinter uns zurück, und bald war derselbe so tief in die blauen Wassermassen getaucht, daß er fast nicht mehr sichtbar war. Bald versank auch die liebe Sonne am westlichen Horizont, und alles wurde so still und ruhig, daß man nach dem schönen Sternenhimmel emporzuschauen sich angezogen fühlte. Man dachte wohl an das Land „dort über jenem Sternenmeer."

— Aus dem „Zionsbote." Fortsetzung folgt.

Was ist unsere Aufgabe als Kirche Rußland gegenüber?

Referat, geschrieben von Rev. E. Bernstein, einem bekehrten Juden, der für die Presbyterianer=Kirche arbeitet. — Das Manuskript wurde von Rev. E. Bernsteins Schwägerin an Missionar P. W. Penner, Los Angeles, geschickt, um veröffentlicht zu werden. Br. Penner schickte es uns zur Aufnahme in die Rundschau und bittet, der Wahrheitsfreund möchte es kopieren.

Rußland, das ein sechstel der ganzen Erdoberfläche einnimmt, und ein Zehntel der Gesamtbevölkerung in sich schließt, das ist 170,000,000—sprich hundertsiebenzig mal tausend mal tausend — 36 Nationalitäten, davon 78 Prozent Russen, X Prozent Katholiken, 9 Prozent Mohammedaner, 5 Prozent Evangelische, 3 Prozent Juden, je ein Prozent Armenier und Heiden.

Die allgemeinen Charakterzüge des Volkes sind: Praktischer Verstand, die Fähigkeit,rasch zu fassen, und zum Aberglauben geneigt. Zum Frohsinn geneigt, ist er doch durch langjährigen Druck unter Leibeigenschaft und Regierung sehr gedämpft und trägt den Zug der Wehmut, was er in Lied und Leben ausdrückt. Er ist ein guter Vater„ offen und gastfrei.

Im Jahre 988 durch Großfürst Vladimir zum Christentum bewegt, zuerst im südwestlichen Rußland, später auch in den weiteren Provinzen des Reiches, wobei Kiew der Mittelpunkt der Christianisierung und der Heiligenzucht (?) war.

Kirche und Staat waren gegenseitig verbunden und verpflichtet. — Die Kirche krönte den Herrn zu ihrem Schutz, während sie selbst verpflichtet war, alles zu tun, um das Volk zarentreu zu erhalten, was auch beiderseits beschlossen wurde. — Staat und Kirche haben das Volk mit List und Gewalt geknebelt, ob auch der Schrei nach Wahrheit und Freiheit immer lauter wurde.

Jetzt ist es anders: Die Mauern sind gefallen, Riegel und Schlösser sind zerbrochen. Jetzt ist es Aufgabe der christlichen Kirche alle Kräfte anzuspannen um zu helfen, und zwar zuerst mit Brot und Kleidung.

Ihr werdet gleich mir in den Tagesblättern gelesen haben, daß die Bevölkerung in Moskau zu Tausenden am Hungertyphus stirbt, daß in Petersburg furchtbare Metzeleien und Kämpfe um Brot und Kleidung stattgefunden haben, daß in den kl. Städten und auf dem Lande Raub und Mord an der Tagesordnung sind, weil der Hunger quält und die Notdurft die Leute verschmachten macht. Wo denn auch der Bolschewismus das Oel für immer größere Flammen hernimmt. Ja, geehrte Anwesende, das Land, das andere Völker mit Brot und Fleisch und Zucker versorgt hat, muß jetzt hungern, das Volk, das andere Völker mit Flachs, Wolle und Leder versorgte, geht jetzt barfuß und nackt.

O möchten doch Alle, die des Brotes oder der Kleidung erübrigen können, solche sammeln und nach Rußland senden!

Die Mennoniten haben in den letzten Wochen ein gutes Beispiel gegeben. Sie haben Geld, Brot und Kleidung gesammelt, ein Schiff beladen, und unter Vertrauensmänner nach Rußland zum verteilen gesandt.

Was aber die Mennoniten Gemeinschaft tun konnte, das sollte doch auch unsere Kirche zu tun im Stande sein?

Ja, gewiß, wir wollen eilen, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden, laßt uns mit der Tat beweisen, daß christliche Liebe unter uns nicht ausgestorben sei.

(Fortsetzung auf Seite 10.)

Editorielles.

— Br. M. B. Fast ist jetzt in Omsk. — Kleider und Geld können an: J. F. Harms, 518 No. 75 Str., Seattle, Wash., geschickt werden. Kisten etwa 3 Fuß lang, breit und hoch, aus einzölligen Brettern und Eckstücken u. mit Bandeisen benagelt. Schickt genügend Geld für die Fracht bis Omsk.

— Vorige Woche, Sonnabend, erhielten wir die Nachricht, daß unser Präsident gestorben sei. Es war ja bekannt, daß er ernstlich krank war, aber die Berichte meldeten immer von langsamer Besserung seines Zustandes, daher waren wir nicht auf eine Todesnachricht vorbereitet, und Zweifel an der Richtigkeit derselben stiegen sogleich auf. Und wirklich, die Abendnachrichten und mehr noch die Nachrichten am Montag zeigten, daß unsere Zweifel nicht ohne Berechtigung gewesen waren. Es heißt nun, daß sein Zustand allmählich besser wird. Wir hoffen für seine Gesundheit das Beste.

— Wir sind froh, nicht in europäischen Ländern zu wohnen, wo Gesetz und Ordnung über den Haufen geworfen worden sind und Räuberbanden umher ziehen, Leben und Sicherheit der friedlichen Einwohner bedrohend. Aber nicht alle Menschen hier im Lande dürfen sich so sicher fühlen; sogar diejenigen, denen es obliegt, die Ordnung aufrecht zu erhalten, werden zuweilen von Volkshaufen angegriffen, die nicht wollen, daß ein Anderer über sie herrsche. In Omaha, Nebraska, mußte der Bürgermeister die Wut des Pöbels an sich fühlen; als er versuchte, einen angeklagten Verbrecher gegen diese Wüteriche zu schützen, suchten sie ihn anstatt des Verbrechers zu lynchen. Durch die anwesenden Schutzleute wurde er zwar vom Pfahl, an den er bereits hing, losgeschnitten, liegt aber gefährlich zugerichtet im Hospital.

— Wir leben in einem christlichen Lande, d. h. die Mehrheit der Einwohner unsers Landes bekennt sich zur christlichen Religion und gehört irgend einer christlichen Kirche an, von denen jede einzelne sich als die dem Sinne des Evangeliums am nächste stehende betrachtet. Nun war schon im Alten Bunde das Töten von Menschen verboten, nur als Strafe bei Gesetzesverletzung und im Krieg war es zugelassen und befohlen. Das Evangelium hebt aber für seine Jünger auch diese Ausnahme auf und lehrt sie, die Bösen durch Liebe zu überwinden statt durch das Schwert. Aber in unserm Lande kommt trotz des Christen-Namens das Schwert dennoch immer wieder zur Geltung. Und diejenigen, welche das Schwert führen, sind durchaus nicht in den meisten Fällen außerkirchliche Personen, sondern Angehörige starker Kirchengemeinden, die im Einverständnis ihrer eigenen Kirche und der Mehrzahl der andern das Schwert in der Hand halten. Außer diesen, die im Einverständnis und Billigung der Kirchen das Schwert handhaben, gibt es Massen, die zwar im Widerspruch mit den bestehenden Kirchen r e g e l n das Schwert anwenden, aber in vielen Fällen die öffentliche Meinung für sich haben. Wie könnten Lynchmorde so häufig vorkommen, wenn alle „christliche" Kirchen nur annähernd Christi Sinn erkannt hätten und entschlossen wären, ihn als ihre Regel und Gesetz aufzustellen, und wenn alle ihre Glieder denselben Sinn hätten! Ungläubige weisen auf die kleineren Gemeinschaften hin, die wirklichen Eifer in der Nachfolge Jesu an den Tag legen, deren Glieder aber nicht vollkommen sind, und sagen von ihnen, daß sie gar nicht so treu in der Nachfolge sind, wie ihr Bekenntnis es erwarten läßt, und wir wissen, daß diese Ungläubigen oft recht haben, ja wir klagen uns alle selbst bitter an. Aber wie müßte eine Gemeinde von Rechts wegen fühlen, in derem Schoß sich Mordgesellschaften bilden und unterhalten, die stark genug sind, der Polizei ihre Opfer zu entreißen, und es wagen, selbst die Polizei anzugreifen, — wenn diese Gemeinde ein „Gewissen" hätte. Sollte man nicht erwarten, daß eine solche Gemeinde eine Reinigung von Grund auf vornehmen würde und nicht allein alles, was offenbar unecht in ihr ist, ausscheiden, sondern auch mit Bezug auf Aufnahme neuer Glieder in die Gemeinde eine neue Ordnung einführen würde? Aber davon geschieht nichts, trotzdem ab und zu Klagelieder über den Verfall der Gemeindeordnung laut werden. Es sind eben zu Wenige in den betreffenden Kirchen, denen es mit der Nachfolge Jesu ernst ist; die Mehrzahl ist zufrieden mit dem Namen und der Beobachtung einiger ihrem religiösen Gefühl zusagenden äußeren Zermonien und läuft übrigens dem „Fürsten dieser Welt" nach, sieht kein Unrecht in den grauenhaften Gewalttaten des Pöbels, freut sich vielmehr darüber, wenn man nicht selbst daran teilnimmt, und fühlt keine Beunruhigung des Gewissens dabei, noch Furcht vor dem kommenden Gericht.

— Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget etwas von ihren Plagen, Offb. 18, 4. Es ist nicht das Heidentum, wo man vor goldenen, silbernen, hölzernen, steinernen usw. Götzen kniet, aus dem es auszutreten gilt, sondern es ist die Gemeinschaft derer, die sich mit dem Christennamen brüsten, aber dem Geist der Welt dienen, und sich von ihm treiben lassen. Wie ein Strom, reißt dieser Geist alles mit sich, und es ist heute notwendiger wie je, daß wir uns an dem Felsen, Christus, festhalten, um nicht mit fortgerissen zu werden, je fester wir uns an ihn halten, je tiefer wir in ihn hineindringen, desto sicherer sind wir vor der Gefahr, mit der Welt in das Verderben zu stürzen. Gott will die Seinen nicht vor der Zeit aus der Welt nehmen. Sie sollen hier noch für ihn wirken. Durch sie wird Gott der Welt geoffenbart, und an ihrem Wandel liest sie das Evangelium. Damit die Welt mit Gott, seinem Plan mit ihr und mit dem einzigen Mittel zur Erlösung bekannt wird, müssen Gottes Kinder unter diesem verkehrten Geschlecht wandeln und ihr Licht leuchten lassen. Sie selbst, die **Kinder Gottes**, sind durch die unbeschreibliche Liebe des Vaters aus der Welt herausgerettet worden, erkauft mit dem teuren Blute Christi, und nun ist es nur billig, daß sie um ihres Retters willen und um die Rettung Verlorner willen, ihr irdisches Leben gering achten und es gern zum Opfer bringen.

— Der Brief von Indien und das beigefügte Bild in dieser Nummer stellen uns die Hungersnot in Indien und ihre Folgen deutlich vor Augen. Die Missionare sehen die Augen der Hungerleidenden auf sich gerichtet, um Hilfe flehend und möchten gerne helfen, aber wenn die Mittel einmal nicht da sind, so ist der gute Wille selbst hilflos. Da muß der Missionar sich mit Bitten an die Christen wenden, welche mit irdischen Gütern gesegnet sind. Es fällt ihm schwer, zu bitten, aber er bittet nicht für sich, sondern für die welche zu ihm und zu andern Bekennern Christi aufschauen als solchen, von denen Hilfe erwartet werden kann. Soll der Missionar mit seinem Vertrauen auf unsere Bereitwilligkeit, dem Namen Christi Ehre zu machen, zu Schanden werden, oder wollen wir das nicht zulassen? Manche haben ihrem Vermögen gemäß viel gegeben; aber Viele haben noch nur von ihrem Ueberfluß mitgeteilt. Auch das ist gut, doch wenn der Herr Jesus sie neben jener Witwe stehen sieht, die von ihrer Armut alles, was sie hatte, ihre ganze Nahrung, in den Gotteskasten legte, dann muß er immer wieder sagen: „Diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten eingelegt, denn alle, die eingelegt haben." Wir haben oft darüber nachgedacht, ob es weise war von der Witwe, ihre ganze Nahrung in den Gotteskasten zu legen. Vielleicht war sie selbst diejenige, die am notwendigsten der Hilfe bedurfte; denn die zwei Scherflein waren auch für sie kein Vorrat auf lange Zeit. Doch der Herr spricht davon nicht, sondern er sieht ihren guten Willen und die Selbstlosigkeit mit der sie gab. Vielleicht haben wir keinen unter uns, welcher der Witwe gleich käme, aber einige stehen ihr sicher viel näher als andere. Laßt uns darnach trachten, dem Standpunkt möglichst nahe zu kommen, den einzunehmen Jesus uns gern sehen möchte. Doch nicht allein in Indien ist die Not so groß. Fast überall auf der ganzen Erde hungern und darben die Menschen. Europa ist besonders schwer heimgesucht. Die Folgen des Krieges sind fast so schwer oder schwerer als der Krieg selbst. Wohnungen sind zerstört. Vieh ist fast gänzlich ausgerottet, Kleider sind abgerissen bis auf die letzten Fasern, und Kleidungsstoffe fast nicht zu erschwingen. Nahrungsmittel sind teuer und beinahe nicht zu erlangen, und auf vielen Stellen wird man Mangel an Feuerung haben, wenn der Winter eingekehrt ist. So und noch schlimmer sieht es aus in der Welt; wir dagegen, in Amerika, haben von allem, wenn auch alles sehr teuer ist, und die hohen Löhne nur kaum ausreichen, die Unterhaltungskosten zu decken. Hungern brauchen wir nicht, da Brot genug gewachsen ist, auch sind genügend Kleiderstoffe da. Freilich, es ist alles sehr teuer, dennoch: die Witwe gab ihre g a n z e Nahrung, wäh-

rend von uns doch wohl nur ein Teil unsers Einkommens erwartet wird. — Wir haben schon schöne Gaben für China und Indien erhalten und hingeschickt und sind auch bereit es in Zukunft zu tun. Während des Krieges war es recht schwierig und oft nahm es viel Zeit in Anspruch, die Gaben an Ort und Stelle zu bringen. Doch jetzt kommen die Verkehrsverhältnisse mehr und mehr in Ordnung und hoffentlich wird auch die Beförderung beschleunigt werden.

— Missionar P. W. Penner, 154 So. Ave. 20, Los Angeles, California, schreibt unterem 30. September: „Dem Herrn sei Dank: Wir sind so ziemlich gesund, aber Schw. Lydia Paulus leidet im Hospital. Sie samt ihrer Familie bedarf unsrer Fürbitte. Mit Brudergruß, P. W. Penner.“ — Der Apostel Paulus glaubte auch an die Macht der Fürbitte und hatte sie an sich selbst erfahren, wie er uns mitteilt in 2. Kor. 1, 11.

Eine Frage und die Antwort darauf.

Ich möchte bitten, folgende Frage durch die Rundschau zu beantworten! Wie verhält es sich eigentlich mit den beiden russischen Buchstaben

Ее und Ѣ?

Ich bin belehrt worden, daß der erstere ein kurzes, scharfes „e“ sei. Warum wird er denn als Anlaut und wohl auch zuweilen als Mittel- und Auslaut als „je“ gebraucht? — Und das zweite „e“

Ѣ

sei das eigentliche „je“, ist aber als An- und Mittellaut ein gedehntes „e“. Mich dünkt, ich habe es auch als Mittellaut als „je“ gesehen wie in dem Worte уѣздъ.

Die Endung

ій

meint wohl „ij“? Das

ы

scheint dem deutschen kurzen „ü“ wie in „gründen“ zu entsprechen und wird mit „y“ wiedergegeben? R — —.

Die beiden russischen „E“ werden nur verschieden geschrieben, aber in den gewöhnlichen Fällen fast gleich ausgesprochen und sowohl am Anfang als auch in der Mitte eines Wortes gebraucht. Am Anfang einer Silbe lauten sie „je“ wie in dem Worte „jetzt“; ist aber die Silbe betont, so liest man das erste „e“ wie „jo“, gleich wie in „Joch“. Das zweite „e“ dagegen bleibt immer „je“, außer in einer kleinen Anzahl Wörter, die der Schüler gewöhnlich auswendig lernen muß.

Das

э

ist ein hartes, kurzes „e“ wie in „Essen“ und kommt nur am Anfang eines Wortes vor, welches gewöhnlich ein Fremdwort ist.

Die Endung

ій

wird „ij“ ausgesprochen, und das ы, welches gewöhnlich mit „y“ wiedergegeben wird, hat einen Laut, der vielleicht zwischen „e“ und dem kurzen „ü“ liegt.

Editor.

Gaben erhalten für Indien.

Ungenannt, Reedley, Cal.	80.00
P. H., Rhein, Sask.	50.00
C. S., Henderson, Nebr.	5.00
J. B., von M. B. Gem. Jugendverein, Laird, für eine Bibelfrau	23.05
A. C. N., Didsbury, Alta.	15.00
Missionsfreund, Inman, Kansas	110.00
B. A. W., Meade, Kansas	10.00
Mrs. H. M. P., Queen Centre	5.00
K. R., Hillsboro, Kansas	50.00
Ungenannt, Inman	75.00
H. E., Reedley,	25.00
J. Sch., Wisner	10.00
J. K., Henderson	15.00
J. G., Megargel,	9.00
A. und A. K., Inman	10.00
A. P. von P. F., Inman	25.00
C. und E. H., Reedley, zum Unterhalt für zwei Schüler	52.50
B. und T. H., zur Unterhaltung von zwei Mädchen	52.50
J. C. H.,	2.50

Gaben erhalten für Rußland und Sibirien.

Deutsche Sonntagschule bei Lambert, Mont., für arme Kinder	8.36
Ungenannt, Henderson	20.00
J. H., Freeman, S. D.	3.00
J. J. L., Rosenort, Man., von Ung.	10.00
H. F. K., Dubois, Idaho	5.00
M. P. Langdon, N. D.	5.00
H. G. W., Dalmeny	20.00
Ungenannt, Lost River	10.00
J. Sch., Wisner, Kollekte	18.00
A. C. N., Didsbury	15.00
L. P., Reedley,	10.00
Mrs. J. B., Mt. Lake,	10.00
J. S., Wisner	2.02
J. S. F., Jansen	10.50
A. A. B., Reedley	1.75

Gaben erhalten für China.

J. F. N., Jugendverein, Inman,	64.05
J. C. B., Elbing	35.00

Gaben erhalten für Afrika.

J. B., Teddington, Sask.	5.00



Mission.

Sooriapett, via Nakrakal, P. O., Deccan, India, den 11. August 1919.

Lieber Bruder Wiens! Zuvor einen herzlichen Gruß! Seit langer Zeit ist uns die Mennonitische Rundschau zugesandt worden. Wir fühlen uns verpflichtet, herzlich dafür zu danken. Während des Krieges kam das Blatt oft sehr unregelmäßig, aber jetzt ist es wieder unser geachteter, wöchentlicher Gast. Früher erhielten wir verschiedene deutsche Zeitschriften, aber jetzt erhalten wir nur die Rundschau und den Jugendfreund, und so wird's Dir klar sein, daß uns die Blätter stets sehr willkommen sind. Möge der Herr es Dir vergelten! Inliegend sende ich Dir einige Bilder, welche die große Not darstellen. Hunderte solcher Armen umgeben uns täglich. Von früh bis spät hört man immer wieder: Helft uns; gebt uns zu essen! Viele sind schon gestorben und täglich bleiben einige am Wege liegen und kommen um. Das Elend ist sehr groß und wir wissen oft nicht wie zu handeln. Die Aussichten für die Zukunft sind auch dunkel. Bis dahin haben wir fast keinen Regen gehabt. Die Teiche sind leer und die Felder noch meistens unbesät, weil es zum pflügen zu trokken war. Doch wir wissen, es ist der Herr. Sein Arm ist nicht verkürzt, daß Er nicht helfen könnte. Die Missionsarbeit geht langsam voran. Letzten Sonntag wurden

14 teure Seelen auf das Bekenntnis ihres Glaubens getauft, aber wir sind sehr vorsichtig bei der Prüfung, denn in dieser Zeit gibt es so leicht Brot- und Fischchristen. Die Arbeit und uns der Fürbitte empfehlend, verbleiben wir herzlich grüßend,

A. J. und K. Huebert.

Hungersnot und teure Zeit.

Der vor einigen Wochen aus Europa zurückgekehrte Amerikaner H. P. Davison hat öffentlich in einer New Yorker Zeitung gesagt: „Ich gebe nichts um alle Friedensverträge in der Welt, wenn nicht etwas getan wird, dem unerhörten, unglaublichen Elend, das heute in der Welt sich findet, Abhilfe zu schaffen. Ich sage Ihnen, Amerikaner, rechte Amerikaner könnten nachts nicht schlafen, wenn sie den Jammer Europas in seiner furchtbaren Wirklichkeit kennten." „Hungersnot droht von Sibirien bis zum Rhein", „Hunger und Mangel erwürgen Mitteleuropa". In einem Landstrich vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer wird die Zahl derer, die an dem gefürchteten Hungertypus erkrankt sind, auf nicht weniger als 275,000 geschätzt, und die Krankheit breitet sich so nach Westen aus, daß selbst unser Land gefährdet erscheint.— Ein Pastor aus Lodz in Russisch-Polen schreibt einem Gliede unserer Synode: Augenblicklich handelt es sich darum, unsere evangelischen Landleute, Emigranten, die aus der Verschleppung nach Rußland zurückgekehrt sind, bis zur Ernte am Leben zu erhalten. Der Hungertyphus, verbunden mit recht vielen Sterbefällen, besteht bereits in einigen Gemeinden. Was die von mir geleitete Unterstützungskasse gesammelt und verteilt hat, kann ich angesichts der 100,000 bis 150,000 Seelen, die Not leiden, nur als Brocken bezeichnen . . Wir haben in Lodz über 200 Waisen zu erhalten. Die Zahl derselben wird wachsen . . . So viel über die Rettung bis zur Ernte. Was soll aber geschehen, daß die Aermsten die Möglichkeit haben, vor dem Winter die zerstörten Gebäude auch nur teilweise wieder aufzuführen? . . . " — Und in Indien? Das engländische Hungersnotkomitee für Indien hat in den größeren canadischen Zeitungen Mitteilungen veröffentlicht, in denen sich folgende Worte finden: „Pest und Hungersnot wüten in Indien. Der Tod schreitet durch das Land und fordert seinen Tribut. Die gegenwärtigen Zustände sind sonst unerhört in der Geschichte der Welt." In englischen und amerikanischen Blättern finden sich herzbewegende Briefe und Bilder von Missionaren, die die Not schildern. So heißt es in einem Briefe Missionar Bisbees aus dem Godhra-Distrikt: „Infolge des Krieges ist der Preis des Getreides gegenwärtig zweieinhalbmal so hoch als während der (früheren) großen Hungersnot. Dieser Umstand, verbunden mit der Tatsache, daß der Arbeiter jetzt noch ungefähr denselben Tagelohn erhält wie vor Jahren, und daß schon damals die Leute nur mit größter Mühe ihren Lebensunterhalt erwerben konnten, macht es gewiß, daß Tausende jetzt verhungern werden, wenn nicht schnell Hilfe kommt. — Der Zustand des Viehs ist schrecklich. Ueberall verendet es, und täglich gehen an unserm Missionsgehöft Wagenladungen von Tierhäuten vorbei auf ihrem Wege zur Gerberei. Die Leute reißen die Blätter von den Bäumen, um das Vieh zu füttern. Ungefähr drei Viertel des Rindviehs wird zugrunde gehen. — Vor einigen Tagen erhielt ich die Nachricht, daß die Leute in Sandasal — etwa achtzehn Meilen von hier — in schlimmer Lage seien. Ich besuchte den Ort. Ich habe vorher noch nie erfahren, in welches schreckliche Elend Menschen geraten können. Diese Leute sind Ackerbauer, aber, da der Regen ausgeblieben ist, hat es auch keine Ernte gegeben, und so haben sie irgendwelche Arbeit getan, die sie nur finden konnten, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Jetzt gibt es gar keine Arbeit mehr, und viele Leute sind fortgezogen. Aber es sind noch ungefähr 50 Seelen im Dorfe, meistens alte Leute und Kinder, die tatsächlich verhungern. Ich ging in ihre Hütten und fand absolut nichts zu essen. Die Leute essen Blätter und Wurzeln. Fünf Blinde und Taube sind im Dorf, die ganz jämmerlich um Nahrung baten. Ich kaufte 40 Pfund Reis und traf Vorkehrungen, sie zu speisen, aber ich befürchte, daß sie nicht mehr lange leben werden, da sie so schwach sind." Missionar Thorne in Bombay schreibt: „In der gegenwärtigen Hungersnot haben wir nicht nur mit der Nahrungsmittelnot zu kämpfen, sondern es ist eine Unglückszeit mit furchtbarer Krankheit und Sterblichkeit. Die Influenza, der die Cholera folgte, die Tausende wegraffte, hat die Leute mit Entsetzen erfüllt, und dieser Schrecken erhöht die Sterblichkeit. In einzelnen Fällen wurden ganze Ortschaften so heimgesucht, daß allmählich, als die Seuche weiter um sich griff, es unmöglich wurde, die Toten zu begraben. Die Ueberlebenden waren so schwach und entkräftet, daß sie die Leichen nur in den Fluß werfen konnten. Schließlich war niemand mehr übrig, und das Dorf war vollständig ausgestorben."—Wir könnten noch aus andern Briefen ähnliche Mitteilungen machen, auch schöne, gute Nachrichten von der Kraft des Christenglaubens, von der Bereitwilligkeit der eingebornen Christen, der Not zu steuern, von der Arbeitsfreudigkeit und Aufopferung der Missionare in dieser schrecklichen Zeit. Welche Aufgaben aber erwachsen unserm im Irdischen reichgesegneten Land und Volk angesichts dieser furchtbaren Not in der Welt! Und welche Aufgaben hat die Kirche denen gegenüber, die da sitzen im Lande und Schatten des leiblichen, geistlichen und ewigen Todes! — Lutheraner.

Fortsetzung von Seite 7.

Laßt uns jenem großen Lande gegenüber zeigen, daß wir keine leidigen Tröster oder Egoisten sind. Und ich versichere euch, der Russe versteht dankbar zu sein. Und dann, gilt nicht auch uns das Wort, das Abraham gesprochen: Dem Lande, da er Fremdling innen war, Barmherzigkeit zu tun? Und viele unserer Deutschen haben Jahrhunderte in Rußland gelebt und auch dort die Segnungen des Landes genossen. — Ihr Männer und Frauen aus Rußland, ich bitte euch: Laßt uns unsrer Aufgabe als Menschen, Bürger und Christen gerecht werden.

Ferner laßt uns gedenken, daß Viele unserer Angehörigen noch heute dort leben. Wollen wir die Gunst des großen Volkes für unsre Freunde haben, so laßt uns seiner in seiner großen Not gedenken und ihm helfen! Und noch eins: Wenn Einer oder der Andere, nachdem dort der Friede hergestellt sein wird, hinaus fahren wollte in jenes weite und reiche Land, wie wollten wir dort Liebe erwarten, da wir nicht Liebe gesät haben? Zweitens: Evangelium. Haben wir den leiblichen Bedürfnissen Rechnung getragen, so ist es vielmehr unsere Aufgabe, den geistlichen Nöten gegenüber. Der Glaubenszwang in Rußland ist gebrochen, und schon sind von verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften allerlei Leute an der Arbeit. Da wird guter und böser Same, Kraut und Unkraut gesät, und wir, unsre Kirche soll es ruhig bleibend zusehen?

Wie, sollte die Kirche, die den Segen der völligen evangelischen und kirchlichen Freiheit sich erfreut, für jenes große Volk, dem gerade jetzt die politische und noch mehr die religiöse Freiheit eine Frage des Lebens und der Entwicklung ist — wie, sollten wir unsere Aufgabe jetzt, gerade jetzt, verschlafen? Wahrlich, eine günstigere Zeit zum Säen des göttlichen Wortes der Freiheit, der evangelischen Freiheit, wird nie, nie nie wiederkehren. Will unsre Kirche zögern? So wird Gott anderseits Hilfe für Rußland senden; aber ich fürchte, daß über uns und unsere Kirche später das Wort, Richter 5, 23, einst ausgerufen würde.

Nein und aber nein! wir wollen unsern Augen nicht Schlaf und unsern Händen nicht Ruhe geben, bis wir in die Reihen der für den Herrn in Rußland Kämpfenden getreten sind, ja bis wir das Banner der Freiheit und des Sieges unseres Gottes und des Lammes hochgetragen haben.

Vereinigte Staaten

California.

Dinuba, California, den 29. September. Werte Leser der Rundschau! Da in der Rundschau die Korrespondenzen von hier nicht allzu häufig erscheinen, so erlaube ich mir, die Spalten derselben etwas in Anspruch zu nehmen.

Erstens habe ich zu berichten, daß ich nach zwei Wochen langer Behandlung im Fresno Hospital wieder zurück gekehrt bin. Die Behandlung hat guten Erfolg gehabt. Als ich das erste Mal entlassen wurde, fühlte ich mich in den ersten zwei Monaten ganz wohl und hoffte, gänzlich durchzukommen. Doch mit einmal fing die Wunde an aufzuschwellen, brach auf und fing an, zu eitern, äußerlich und inwendig, machte somit einen Rückfall und bereitete mir große Schmerzen und zuweilen heftiges Brennen. Da mußte ich wieder ins Krankenhaus wandern. Dann wurde die Blase bei einer Woche zweimal täglich ausgespritzt, wurde

auch wieder operiert, und ich bin nun wieder auf dem Wege der Besserung. Die Schmerzen sind sozusagen verschwunden. Ich bin zwar noch schwach, habe aber guten Appetit.

Susie Unger, mit welcher ich zwei Monate in demselben Krankenhause verweilte, wo wir uns oft Trostworte zuriefen, befindet sich, obzwar langsam voranschreitend, auf dem Wege der Genesung. Sie hatte die Flu und bekam als Folge davon ein Lungenleiden und kam dem Tode so nahe, wurde aber durch Gottes Hilfe und, wie wir annehmen, durch Hilfe des Arztes davon abgehalten.

Zweitens habe ich zu berichten, daß die neue Kirche der M. B. Gemeinde in Reedley am 21. September eingeweiht wurde. Meine Freunde und Nachbarn Wilhelm Unger, Peter Giesbrecht und Schreiber dieses hatten auch das Vorrecht, derselben beizuwohnen. Es hatte sich da des Morgens vor der Tür eine sehr große Menge versammelt, wie ich es mir kaum vorgestellt hatte. Als wir den großen Raum betreten hatten, war der letzte Sitzraum eingenommen. Es sollen, wenn ich recht berichtet bin, an fünfzehnhundert Leute gewesen sein. Die Einweihungsrede wurde von Missionar Pankratz gehalten. Dann folgte Aeltester Krehbiel von der Mennonitengemeinde. Dann wurde noch eine Ansprache von einem englischen Prediger gehalten. Die Feier wurde durch abwechslungsreiche und gut eingeübte Chorgesänge gehoben. Wir wurden dann zu einem kräftigen Mittagsmahl eingeladen.

Am Nachmittags folgte das Kinderfest.

Wie mir berichtet wurde, kostet der zierliche Bau die nette Summe von $2,800. Als wir am Morgen hin kamen, sahe ich mich doch etwas getäuscht. Ich hatte wohl von dem Bau gehört, es mir aber doch nicht so vorgestellt, und ich dachte an die Worte in Mark. 13, 2: „Siehest du wohl allen diesen großen Bau?" worauf er selbst die Antwort gibt: „Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde."

Ferner ist noch zu berichten, daß das Wetter jetzt abgekühlt ist. Wir hatten letzte Nacht einen durchdringenden Regen, welcher heute bis Mittag anhielt. Uebrigens wurde der Regen von den Farmern noch nicht gewünscht. Die erste Ernte ist zwar wohl somehr eingeheimst, aber dann kommt noch die zweite, was man Table Fruit nennt.

Die Adventisten haben ihre Schule durch einen netten Anbau vergrößert und zeigen, daß die Zahl der Lernbegierigen am Zunehmen ist.

Kann die werte Rundschau schon nach Canada geschickt werden? (Wir haben die Erlaubnis dazu noch nicht erhalten. Ed.)

A. A. Töws.

Shafter, California, den 21. September 1919. Ich kann dieses Mal wieder von einer Hochzeit berichten. Es wurde bekannt gemacht, daß Donnerstag nachmittag, den 18. d. Mts. eine Hochzeit bei Geschwister Buller sein würde, und alle Geschwister wurden eingeladen, ihr Erscheinen zu machen. Der Bestimmte Tag kam, und wir gingen hin. Die Sitze waren draußen auf dem Hof im Schatten. Eine grüne Laube war hergerichtet, der Zaun war mit grünen Zweigen behängt, u. als das Piano die süßen Töne erschallen ließ, kamen die Brautleute zum Vorschein. Ein niedliches Mädchen ging voraus und streute Blumen auf den Pfad bis zur grünen Laube, wo die Brautleute in ihrem Schmuck ihre Stellung einnahmen. Ein zitternder Gesang mit Pianomusik ließ sich hören. Aelt. Diesenbach hielt eine kurze Traurede und sprach den Segenswunsch über das junge Paar aus, und somit wurden sie, nämlich Diedrich Buller und Maria — ein englisches Mädchen von Lodi, ehelich verbunden. Hierauf kamen Eltern und Freunde und begrüßten das junge Paar und wünschten ihnen Glück und Segen. Alles ging in Liebe zu. Wie ist es so schön, wenn alles in christlicher Weise und nach der Ordnung Gottes getan wird.

Vorige Woche kamen David Bergens auf ihrem Truckauto mit ihren Habseligkeiten hier an. Sie kamen von Escondido, und wie ich verstehe, um sich hier wohnhaft niederzulassen. Da anfangs dieser Woche Julius Heinrichs samt Frau und H. Heinrichs ihre Tochter Elisabeth per Auto nach Lodi zur Schule fuhren, konnte Dav. Bergens ganze Truckladung Haussachen für die Heinrichs dort hinfahren. Diedrich Buller und Frau, und Abraham fuhren auch ab zur genannten Schule. Da wird es wohl Hindernisse und steile Berge zu erklimmen geben, nicht auf dem Wege dorthin, sondern im Studium. Da werden sie sich wohl mit ganzer Seele hineinlegen müssen, um Kenntnisse zu sammeln. Die göttliche Weisheit will gesucht sein. Der weise Salomo sagte: „Laß dein Ohr auf Weisheit acht haben, und neige dein Herz mit Fleiß dazu, ja so du mit Fleiß darnach rufest und darum betest, so du sie suchest wie Silber und forschest sie wie Schätze, alsdann wirst du die Furcht des Herrn vernehmen und Gottes Erkenntnis finden; denn der Herr gibt Weisheit und aus seinem Munde kommt Erkenntnis und Verstand.

Jakob Berg fuhr mit seinem Bruder David mit, um auf dem Rückwege eine Ladung neuer Möbeln mit zu bringen, die irgend wo in einer großen Stadt billiger zu bekommen sein werden als hier in Bakersfield. Bergs neues Haus ist fix und fertig, und jetzt muß es auch ausmöbliert werden.

Geschwister Salomo Sinners ihr jüngstes Söhnchen, wohl etwas über fünf Jahre alt, ist auf unglückliche Weise zu Tode gekommen. Die zwei Brüder spielten, als wollten sie einen Brunnen machen, und hatten ein eisernes Rohr, welches sie mit einer Art in die Erde schlagen wollten. Der ältere schlägt mit der Art auf das Rohr, wobei die Art abfliegt und trifft den jüngeren an den Leib. Gleich waren die Schmerzen da; Erbrechen folgte. Sie waren noch nach Bakersfield gefahren, aber die ärztliche Hilfe brauchte nicht mehr angewendet zu werden. Der muntere Junge war ihnen da unter den Händen gestorben. Beim Hinfahren hatte er noch gesagt, er fühle gut, er werde nicht sterben. Daheim hatte er gesagt, man müsse bereit sein zum Sterben, wenn man in den Himmel kommen wolle. Den Eltern tut es sehr wehe, aber der kleine unschuldige Sohn ist allem Erdenleid enthoben.

Die Farmer schneiden schon reifes Corn. Etliche haben schon gedroschen und verkaufen es jetzt zu einem guten Preis. Das Alfalfaheu wird zu $13.00 per Tonne im Felde verkauft. Gepreßtes Heu ist $7.00 per Tonne teurer. Dann muß es aber auch in die Eisenbahnkar geladen werden. Die Eier sind schon 60 Cents per Dutzend, und Butterfett 68½ Cents per Pfund. Für die Baumwolle wird schon 66 Cents per Pfund geboten. Wenn man die wogenden Felder so ansieht, dann denkt man, es kann gute Einnahme geben. 20 Acker Alfalfa, jeder Schnitt 20 Tonnen, und noch mehr, und sieben Mal wird er des Jahres geschnitten, und zu $13.00 per Tonne, — wer rechnen kann, der weiß nun ungefähr, wie viel es geben kann. Das Land steigt im Preise. Mein Nachbar Fuchs, der im Frühjahr $275 per Acker zahlte, konnte die Hälfte seines Landes, 20 Acker, schon zu $500 per Acker verkaufen. Was soll man dazu sagen? Peter Richert und J. J. Voth haben sich auch schon 40 Acker ausgesucht zu $300 per Acker; aber fest gekauft haben sie es noch nicht. Das Wetter ist seit einer Woche schon wieder ziemlich warm, für mehrere Stunden am Tage so bis 105 Grad. Nachts ist es recht sehr kühl.

Jacob Thomas.

Kansas.

Inman, Kansas, den 28. September. Lieber Br. Wiens! Gruß des Friedens zuvor.

Ich will kurz etwas von unserer Reise und dem Begräbnis meiner Schwester Maria Friesen (geb. Pauls) berichten.

Den 11. September 1919 fuhren wir: Heinr. Vogt, Jak. J. und H. J. Pauls, Hel P. Neufeld, Eva Enns und ich von Medora und Buhler ab nach Enid, Oklahoma. In Enid blieben wir über Nacht und fuhren den 12., Freitag, weiter bis zum Schwager. Dort versammelten sich dann die Kinder und die nahen Freunde zu Mittag. Nachmittag versammelte sich noch eine Anzahl Trauergäste, und dann wurde noch ein kurzer Gottesdienst gehalten. Bruder David Schmidt hatte dazu das Lied No. 306 Ev. Lieder und einen Text aus Jer. 29, 11. 12 gewählt. Etliche wichtige und passende Bemerkungen durften wir hören. Nach dem Schlußgebet sagte Br. Jak. J. Pauls noch einen Vers von dem Liede No. 8 aus Ev. Lieder vor. Dann wurde die entseelte Leiche nach der nahen Kirche bei Meno gebracht, wo noch folgende Brüder über Gottes Wort sprachen:

Als Eröffnungslied wurde gesungen No. 380 aus dem Gesangbuch mit Noten. Bruder Heinrich Thießen sprach etwas über Kol. 3, 2. — Br. H. R. Voth sagte das Lied vor, No. 92 aus Gospel Hymns (Englisch) und sprach über Röm. 6, 23 in Englisch. Er las auch das Lebensverzeichnis vor wie folgt:

Maria Friesen (geborne Pauls) ist geboren in der Molotschnaer Kolonie, Rußland, den 8. September 1853. Gestorben den 8. September 1919, 10 Uhr morgens. Somit ist sie alt geworden 66 Jahre. Sie ist ausgewandert nach Amerika im Jahre 1874. Verheiratet den 20. Juli 1873. Kinder geboren 15, wovon fünf gestorben sind. Im Ehestande gelebt 46 Jahre, 1 Monat, 17 Tage. Großkinder hatte sie 20, wovon eins gestorben ist.

Br. Wedel hielt das Schlußgebet. Zum Schluß wurde gesungen No. 552 Gesangbuch. Br. Jakob J. Pauls las am Grabe Psl. 27, 10 und Luk. 10, 42 und betete. Br. H. R. Voth las noch ein passendes Gedicht in Englisch. Gesungen wurde beim Grabe Lied No. 538 Gesangbuch. Dann fuhren noch manche zum Trauerhause zurück, wo noch dies und das gesprochen wurde.

Am Abend wurde der Gedanke ausgesprochen, ob wir nicht noch könnten die Missionsgeschwister in Oklahoma besuchen. Bald wurde hin und her geplant, bis wir uns einigten, den nächsten Tag 12 Uhr mittags auf dem Zuge bis Okeene zu fahren. Von dort ließen wir uns per Auto bis Geschw. Heinr. T. Neufelds fahren, welche wir unverhofft überraschten. Dort waren wir bis Dienstag. Sonntag vormittag waren wir in der Kirche und hatten deutsche Sonntagschule,nämlich Geschw. Neufelds mit ihren Kindern, Jakob Heinrich Pauls, Schwester Hel. Neufeld und ich. Zum Schluß der Sonntagschule kam noch ein Indianer. Nach der Sonntagschule hielt Br. Neufeld eine Ansprache in Englisch. Nach der Andacht hatte er noch eine längere Durchsprache mit dem Indianer wegen Krankheitsangelegenheiten ihres Sohnes. Wollen hoffen, daß er und seine Familie mögen gerettet werden!

Nachmittag fuhren wir zu Geschwister A. Klassens, 8 Meilen südöstlich. Da angekommen, hörten wir gleich, daß das Pflegesöhnlein der Geschwister, welches schon längere Zeit krank gewesen war, morgens gestorben sei. Weil die Geschwister zu Montag das Begräbnis bestimmt hatten, luden sie uns so freundlich ein, demselben auch beizuwohnen, und wir willigten ein. Weil das in der Nähe der Regierungsschule ist und die Schule gerade anfing, so waren so bei 40 Kinder von den Indianern auf dem Begräbnis. Vier der Indianermädchen trugen den Sarg. Br. Kliewer von Hamond, Okla., hielt die Leichenrede in englischer Sprache. Dann fuhren wir noch wieder mit Geschw. Neufelds mit zur Nacht, und Dienstag fuhr der Bruder uns noch etwas in der Gegend umher und dann bis Canton, wo wir den Zug nahmen, und bis 12 Uhr des Nachts waren wir daheim bei den Unsrigen. Dem Herrn sei Dank für seinen Schutz und Segen, und den Geschwistern sei nochmals Dank für die freundliche Aufnahme.

Gruß,

John J. Pauls.

Gott im Herzen, die Schrift in der Hand,
So fährst du wohl zu Wasser und Land.

Montana.

Lustre, Montana, den 29. September. Friede als Gruß! Lieber Br. Wiens sowie alle werten Rundschauleser, in der Nähe sowohl als in der Ferne! Wollte nach etlicher Zeit wieder etwas von dieser Gegend berichten. Nachdem die Zeit da ist, daß ich wieder etliche Zeilen zu Papier bringen sollte, um es der Offentlichkeit zu übergeben, bitte um Entschuldigung, daß der Bericht heute nicht sehr lang werden wird.

Der schöne Sommer mit seinen noch schöneren Begleiterscheinungen, nämlich dem schönen wamen Wetter, welches auch ein paarmal von Regenwetter unterbrochen wurde, hat dem Herbst müssen seinen Platz einräumen, nicht allein dem Datum, sondern auch dem Wetter nach, denn vergangenen Freitag, als vom 26. auf dem 27. des Nachts, hatten wir hier den ersten Nachtfrost diesen Herbst. Die Kälte dauerte auch noch Samstag den Tag über an, wobei es dunkel und trübe war, und die Aussichten derartig waren, daß es auch Schnee geben

könnte. Das war dann Sonntag morgen, als wir aufstanden, auch der Fall; denn ein regelrechter Schneesturm hatte während der Nacht eingesetzt, und er hielt auch beinahe den Tag über an, so daß ein paar Zoll Schnee gefallen war. Doch während des Tages taute der Schnee nebenbei, sonst wäre er wohl mehr gewesen. Wir sind froh und dankbar dafür, denn ich glaube daß die Erde so tief eingenäßt sein wird, daß der Roggen und Weizen wird aufgehen können. Von ersterem ist hier diesen Herbst ziemlich viel gesät worden. Der letztaufgegangene Flachs wird diese Woche auch noch geschnitten werden. Er steht auch noch ganz schön, doch ob der Buschelertrag das sein wird, was der erste, wird die Zeit ja lehren. Das Wunderbare ist dabei wieder, daß er das, was er geworden ist, sozusagen ohne Regen geworden ist, das heißt, er bekam so viel Regen, daß er aufgehen konnte. Der Weizen preist, so wie ich das letzte Mal genau hörte, $2.50 das Buschel. Er soll jetzt aber schon teurer sein, und es wurde gesprochen, daß er bis drei Dollar gehen würde.

Verbleibe wie immer euer Mitwanderer zur himmlischen Heimat.

Jakob M. Thießen.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, Manitoba, den 27. September. Werter Editor C. B. Wiens! Da die Rundschau nicht mehr hier nach Canada geschickt werden darf, wollte ich nicht mehr als Korrespondent tätig sein und nahm Abschied, aber vielleicht kann sie auch bald wieder nach Canada geschickt werden, und man möchte doch gerne mit den lieben Freunden im Verkehr bleiben.

Wir erfreuen uns, Gott Lob und Dank, auf unsern alten Tagen noch immer der schönen Gesundheit, welches wir fast nicht genug schätzen können. Das warme, angenehme Wetter hat sich seit einer Woche in kühleres Wetter verwandelt; es hat auch schon eine Nacht etwas gefroren. Doch können die Nachtfröste schon nicht besonders schaden, wenn auch noch mehrere die Kartoffeln in der Erde haben. Das Dreschen geht auch zu Ende. Einige Drescher haben ihre Maschine schon eingezogen.

Hier in Steinbach wird noch immer gebaut und mit Loten und Häusern gehandelt. So hat auch David Dörksen, unser Medizinhändler (Watkins) sein Haus mit Grundstück an einen gewissen Funk verkauft und ein anderes Haus an der Hauptstraße gepachtet. Unser Sohn Bernhard S. Rempel will sein Haus samt Lote verkaufen, da er etwa 5 Meilen von Steinbach als Lehrer eine Schule übernommen hat. Gestern war hier in der Distriktschule Ausstellung (Exhibition). Es ist großartig was die Kinder als Schüler schon aufbringen und verfertigen können, und die schöne Gartenfrüchte, die sie selbst gezogen hatten. Auch hatten einige Kinder verschiedene Arten von Vieh zur Schau gebracht, als: Schafe, Kälber, Fohlen und Schweine, sowie auch Geflügel. Unser Pflegesohn hatte ein Schweinchen von 157 Pfund aufgestellt, bekam den ersten Preis dafür. Das gab recht freundliche Gesichter.

Vorigen Sonnabend und Sonntag machten wir per Auto einen flüchtigen Besuch bei unsern Verwandten bei Morris, welches uns nur 4 Dollar kostete. Mit Wohlwunsch und Gruß an das ganze Druckerpersonal schließe ich für diesmal.

Heinrich Rempel.

Habt die Brüder lieb.

So schreibt Petrus in seinem ersten Brief an die Gläubigen. Er spricht auch in derselben Epistel, daß sie sich brünstig lieb haben sollen, aus reinem Herzen. Er ermahnt sie, brüderlich gesinnet zu sein, und sagt, daß sie in ihrer Gottseligkeit brüderliche Liebe darreichen sollen und in dieser, allgemeine Liebe. Auch Paulus lenkt auf denselben Gegenstand hin, wenn er in Römer 12, 10 sagt: „Die brüderliche Liebe unter einander sei herzlich." Den Galatern sagt er, daß sie „ihre Seelen keusch machen sollen in der Wahrheit, durch den Geist, zu ungefärbter Bruderliebe." Den Thessalonischern schreibt er: „Von der brüderlichen Liebe ist nicht not euch zu schreiben; denn ihr seid selbst von Gott gelehret, euch unter einander zu lieben." In ähnlicher Weise reden alle Apostel und besonders Johannes. Dieser Apostel der Liebe dringt tief in diese Wahrheit hinein, sie absolut fordernd, als das vom Herrn selbst gegebene Erkennungszeichen vor der Welt. „Wir wissen aber," sagt er, „daß wir aus dem Tode in's Leben gekommen sind, denn wir lieben die Brüder."

Das ist gewiß ein seliges Wissen, dieses Merkmal der herzlichen Bruderliebe. Liebe ist Leben. Sie ist das göttliche Element, das ein jeder Wiedergeborene in sich hat, und zwar ein von der gewöhnlichen Liebe wie sie unter Menschen durch Gottes Gnade noch angetroffen wird, sehr weit unterschiedenes. Diese Bruderliebe stellt sich auf die Regel Christi, die er angab als sie ihm sagten: „Siehe, deine Mutter und Brüder sind gekommen!" wo er den wichtigen Ausspruch tut, indem er auf seine Jünger blickte: „Siehe, das ist meine Mutter und das sind meine Brüder." Somit ist Jesus selbst in dem Bruderkreise mit eingeschlossen und ist unser Lehrer und Vorbild der herzlichen Bruderliebe. Ein frommer Gottesmann erklärt: „Weil wir die Brüder lieben, weil die Kraft zu dieser die Grenzen der natürlichen Liebe durchbrechenden, höheren, freieren, reineren Liebe in uns wirksam geworden ist, wissen wir, daß wir aus dem Tode des seelischen, fleischlichen Unselbstlebens, Unselbstsuchens im Familien-, Partei und Volksleben „in das Leben" aus und in Gott mit Christo „hinübergegangen sind." Wer zu diesem höheren, diesem göttlichen Leben hindurchgedrungen ist und in diesem Leben bleibt, der liebt seine Familienangehörigen,, Nachbarn und alle Menschen genau so, wie Christus, mit dem er lebt und wandelt, in den Tagen seines Fleisches seinen Jüngern es gelehrt und vorgelebt hat." Wer in diesem seligen Gnadenstand lebt und steht, „der liebt nicht nur den, der ihn geboren hat, sondern auch den, der von ihm geboren ist, d. h. alle Brüder und Schwestern im Herrn! Joh. 5, 1. Mit diesen allen weiß sich ein Wiedergeborner zu einer höheren und ewigen Einheit, in Christo verbunden. Ein Wiedergeborner muß wenigstens etwas von dieser höheren Liebe zu den Brüdern in seinem Herzen und Leben wahrnehmen, und in dem Maße, wie er im neuen Leben aus Gott fortschreitet, wird er Fortschritte machen in der Bruderliebe.

Es ist dem Teufel, dem Widersacher alles Guten und Göttlichen im Menschen, an nichts mehr gelegen, als daß er diese Bruderliebe störe und womöglich zerstöre. Er weiß, daß wo ihm dies gelingt, er damit das geistliche Leben in den Gläubigen zerstört. Aus diesem ist es auch klar, warum die Apostel die brüderliche Liebe so dringend und nachdrücklich betont haben. Dieselben dringenden Ermahnungen tun auch heute noch sehr not, denn „der Teufel unser Widersacher gehet umher — und sucht, welchen er verschlinge." Brüder! Wir können keine rechten Brüder sein, wenn es an der brüderlichen Liebe mangelt. Diese Liebe sollte „völliger", nicht geringer werden.

Ach! welch ein Gottessegen ist doch die brüderliche Liebe. Sollten wir nicht alles dran wenden, daß wir der Mahnung des Apostels Folge leisten: „Habt die Brüder lieb."

Wo sie fehlt, da fehlt alles. Da wohnt der Tod. Da ist keine Seligkeit. Da fühlt man nicht, wie ein Petrus auf Tabors Höhen. Sehen wir doch wohl zu, daß dieses goldene Band, das uns zusammen hält, nicht reiße.

Liebst du deine Brüder, um Jesu willen, des Erstgebornen unter vielen Brüdern? Liebst du sie mit heiliger Liebe, die auch den Mut in sich schließt, ihnen jederzeit die Wahrheit zu sagen, sie zu warnen, zu ermahnen und aufzurichten, auch dann, wenn du Gefahr läufst, von ihnen in den Bann getan zu werden? Liebst du sie mehr und inniger als deine Brüder nach dem Fleisch? Könntest du dein Leben für die Brüder lassen? Beantworte dir diese Frage; und habe die Brüder lieb.

Pauli Pfahl im Fleisch.

Viele haben sich Mühe gegeben, aus der Schrift oder den Andeutungen derselben herauszufinden, worauf sich Paulus wohl bezogen haben mag, als er über denselben redete. Daß es ein schweres Leiden war, ein körperliches Leiden, ist aus dem Zusammenhang jener Schriftstelle: 2. Cor. 12, 7—9 leicht erklärlich. Paulus will aber in seiner Angabe nicht unsere Sympathie oder Bewunderung auf sich und seine schwere Erfahrung lenken, sondern vielmehr uns eine Lehre geben, daß im Plan Gottes zu unserem Heil auch das Leiden Frucht schaffen müsse. Paulus ist, wie sein Meister, durch Leiden vollkommen gemacht worden. Wir vermögen die Leiden, die nach Gottes Vorsehung über uns kommen, nicht immer zu ergründen. Das ist auch nicht not, so lange wir wissen, daß denen, die Gott lie-

ben, alle Dinge zum Besten dienen; und so lange wir wissen, daß Gott uns leitet, führt und regiert.

Dekan Alford sagt mit Bezug hierauf: „Pauli Pfahl im Fleisch war offenbar ein höchst schmerzvolles, langwieriges, körperliches Leiden, welches ihn zur selben Zeit in den Augen derer herabsetzte, unter denen er sein Predigtamt ausrichtete.“ Zwei Gedanken drängen sich uns bei Erwägung dieses Ausspruchs auf: Erstens, daß auch die heiligen Personen dem universellen Gesetz des Leidens in diesem Leben unterworfen sind; und zweitens, daß auch das höchste Maß der Gnade Gottes den Christen nicht unempfindlich gegen leibliche Schmerzen und Leiden macht. Paulus hat das Richtige unter den Umständen getan, er ging nämlich mit seinen Leiden zum Herrn. Das war gewiß besser, als wenn er in seinem Herzen wider Gott gemurrt oder Gott durch laute Klagen verunehrt hätte. Wir haben alle Ursache, über uns selbst zu wachen, wenn in Gottes Vorsehung Leiden über uns kommen. Und weiter sollten wir zusehen, daß wir geduldig und liebreich sind gegen solche, die in ihrem Leiden ungeduldig und mürrisch sind. Manche dieser Leidenden machen ihrer Umgebung das Leben recht schwer. Da gilt es, die Liebe zu üben, die alles duldet und alles trägt. Das Beste, was wir für solche Personen zu tun vermögen, ist, daß wir mit ihnen im Geiste Christi umgehen, der dann auch Eingang in ihr Herz finden wird.

Paulus betet unter dem fast unerträglichen Druck seiner Leiden, erhielt aber keine Antwort auf sein Gebet. Er betete nochmals, aber der Himmel blieb verschlossen. Er betete zum dritten Male und nun kam die Antwort. Jedes Gebet findet Erhörung und wird beantwortet so es anders ein wirkliches Gebet ist — ein Herzensgespräch mit Gott. Die Antwort war aber nicht wie Paulus sie wünschte und erwartet hatte. Er wollte von seinem Leiden befreit werden. Der Herr wußte aber, was für seinen Knecht das Beste war. Er sagte daher: „Ich habe dein Gebet erhört, und will es auch erhören, und das tun, was nach meiner Weisheit das Beste für dich ist. Den Pfahl im Fleisch sollst du weiter tragen, aber in dein mir vertrautes Herz will ich die Fülle meiner Gnade und Liebe ausgießen.“ Das ist es, was die Worte meinen: „Laß dir an meiner Gnade genügen.“ Die Antwort war eine direkte und der Segen ein augenblicklicher. Von Stunde an rühmte Paulus sich mit Freuden seiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei ihm wohne. So wurde er durch Leiden vollkommen gemacht, was auch dem nicht erspart werden konnte, der uns ein Vorbild gelassen und in dessen Fußstapfen wir treten sollen.

Wir haben alle unsern Pfahl im Fleisch. Und andere mögen nicht wissen, oder können nicht wissen, wie schwer dieser Pfahl ist. Wir kennen edle Männer und Frauen, die leibliche Leiden geerbt haben, deren Schmerzen sie ihr ganzes Leben lang zu empfinden hatten. Wir haben solche Leidende überall um uns her. Für sie gibt es in ihrem Leiden nur eins zu tun: Beten! beten! bis die Antwort kommt. Pauli Gott ist unser Gott. Er ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit. Ein barmherziger, liebevoller, treuer Gott der Wort und Zusage hält. Seine Gnade ist für uns genügend, wie sie es für Paulus war. Die Erklärung des Geheimnisses unseres Leidensganges durch dieses Erdenleben kommt später. Das persönliche Bewußtsein der Allgenugsamkeit der Gnade Gottes wird uns den Vorschmack der ewigen und unaussprechlichen Freude und Herrlichkeit geben, deren wir im Glauben harren.

Gemeinschaft mit Christo.

Hierüber schreibt Prof. Karl Stange das Nachstehende: „Wie alle menschliche Gemeinschaft in den Verhältnissen sich ausprägt, die zwischen den einzelnen Personen stattfinden, so besteht zwischen den Gläubigen und dem Herrn ein eigentümliches Verhältnis persönlicher Gemeinschaft. Es ist ein bestimmtes Willensverhältnis, welches zwischen den Eltern und den Kindern, ein bestimmtes Willensverhältnis welches zwischen Ehegatten, zwischen den Geschwistern, den Freunden usw. besteht. Alles persönliche Leben gründet sich letzten Endes auf die eigentümlichen Verhältnisse, in denen die einzelnen Willen untereinander stehen. Unser inneres Leben gewinnt seinen Inhalt aus diesen Willensverhältnissen. Das Verhältnis aber, in dem wir zu Christus stehen, ist von allen Verhältnissen des persönlichen Lebens das höchste und vollkommenste. Und deshalb ist die Gemeinschaft zwischen ihm und uns die innigste, und das Leben, welches wir in dieser Gemeinschaft gewinnen, die Vollendung alles persönlichen Lebens.

Je mehr wir uns in sein Bild vertiefen, um so mehr wird es uns deutlich, was wir ihm zu danken haben. Die beiden großen Mächte, die das sittliche Leben beherrschen, sind die Liebe und die Dankbarkeit. Unter dem Eindruck der Liebe Gottes in Jesu Christi wächst in uns die Dankbarkeit. Die Reife unseres Christenstandes können wir erkennen an dem Maße unserer Dankbarkeit. Je mehr wir sein Leben auf uns wirken lassen, um so deutlicher wird es uns, daß es in der Tat in der ganzen Welt nichts Wichtigeres für uns geben kann, als daß wir ihn immer aufs neue suchen. Je mehr Verständnis wir für die Eigenart dieses Verhältnisses erlangen, desto klarer wird es uns, daß die Dinge des irdischen Lebens, an denen wir unsere Freude haben nicht von fern verglichen werden können mit dem Reichtum, den wir in der Gemeinschaft mit ihm gewinnen.

Wir wollen es nicht vergessen, daß es in unserem ganzen Leben keine wichtigere Angelegenheit geben kann, als daß wir durch ihn das vollkommene und wahrhaftige Leben erlangen. Kunst und Wissenschaft, Geselligkeit und Bildung, das sind gewiß alles Dinge, die es wert sind, daß wir ihnen unsere Gedanken und unsere Interessen widmen. Aber gegenüber allem, was unser Leben schmückt und inhaltsreich macht, gibt es doch das eine, höhere Gut, daß wir einen lebendigen Eindruck von seiner Herrlichkeit gewinnen und dadurch innerlich erneuert werden zu einem Leben, das seinem Leben gleich ist.

Das ist schon in diesem irdischen Leben das Größte und deshalb wollen wir es über den Sorgen und Freuden dieses irdischen Lebens nicht vergessen. Aber es ist zugleich auch eine Verheißung. Wer den Glauben an den lebendigen Heiland gewonnen hat, der geht nicht mehr mit verbundenen Augen durch diese Welt, sondern er weiß, daß die Seligkeit, die der Glaube erlebt, das Unterpfand eines Lebens ist, welches über alles Verstehen herrlich ist. Christen sind nicht bloß hier auf Erden wahrhaft glückliche Menschen. Sie sind vielmehr die Kinder, die in der Freude auf das Weihnachtsfest warten, daß ihnen die Tür geöffnet wird, und die dann in dem hellen Glanz der ewigen Gottesherrlichkeit mit ihren eigenen Augen in den Augen ihres Herrn und Meisters die Liebe schauen, die der Inhalt ihres Leebns ist und auch der Inhalt ihres Lebens sein wird.“

Ich brauch keinen Freund, der sich jedesmal mit mir verändert und mein Kopfnicken erwidert, denn das tut mein Schatten weit besser. — Plutarch.

Die spanischen Brüder.

Von D. Alcock.

Fortsetzung.

Nun begab sich's aber, daß dieser unbekannte Vater in der eingebildeten Welt, die sich die Kinder schufen und in der sie hauptsächlich lebten, bei weitem die wichtigste Person war. Alle großen Völker haben in der Kindheit ihre Legenden, ihre Epen, aufgezeichnet oder nicht, und ihre Helden, einen oder mehrere, dessen Taten die Phantasie nach Belieben ausmalt, während sich im Lauf der Zeiten die nationale Sprache, Litteratur und der Volkscharakter weiter entwickeln. So auch bei den einzelnen Menschen. Mit Phantasie begabte Kinder, besonders solche die einsam erzogen sind, haben sicher ihre Legenden, vielleicht ihr ungeschriebenes Epos, gewiß aber ihren Helden. Auch sind diese Kindheitsträume nicht eitle Einbildung. Zu ihrer Zeit sind sie gute und schöne Gottesgaben; für den Augenblick heilsam, für spätere Zeit nützend. Eine tiefe Wahrheit liegt in dem Dichterwort: „Wenn du ein Mann wirst, ehre die Träume deiner Jugend!" Der Cid Campeador, Karl der Große und König Arthur unsrer jungen spanischen Brüder war kein andrer, als Don Juan Alvarez de Menaya, zweiter und letzter Conde de Nuera.

Wie nun die geschichtliche Begründung volkstümlicher Romantik oft sehr schwach ist — ja selbst die Zeugnisse glaubhafter Geschichte oft ohne Scheu bekämpft werden— geht es auch mit der kindlichen Romantik, und vorliegendes Beispiel bildet keine Ausnahme. Alle Welt sagte, daß ihres Vaters Gebeine auf irgend einem wilden Araukanier-Schlachtfeld moderten — aber das galt nicht in den Augen von Juan und Carlos Alvarez. Zur Stütze ihres kindlichen Glaubens genügte ein vertrauliches Geflüster von Dolores, die sie schlafend geglaubt, mit dem Dorfchirurgen, der ihr bei der Pflege in irgend einer Kinderkrankheit behilflich war: „Tot? Gäben's nur all die Heiligen und die liebe Mutter Gottes, daß wir es sicher wüßten!"

Noch mehr als dieses wurde ihnen zu Teil; täglich fast lasen und studierten sie jene geheimnisvollen Worte, die ihr Vater selbst, woran sie nicht den geringsten Zweifel hegten, mit einem Diamant in das Fenster des Zimmers eingeritzt, das einst sein liebster Zufluchtsort gewesen war:

„El Dorado
Yo he trovado."
„Ich habe das Goldland gefunden."

Niemand außer ihnen war jemals diese Zuschrift aufgefallen und wunderbar erhob sich in der Tat das Gebäude, welches ihre Phantasie auf dem leichten luftigen Grund dieser rätselhaften fünf Worte aufzurichten suchte. Aus Diegos Mund vernahmen sie viele der damals landläufigen Fabeln über das „Goldene Land," von dem die spanischen Abenteurer so glühend träumten und das sie so vergeblich in der neuen Welt zu finden strebten. Ihr Vater hatte in seiner Jugend wirklich eine Reise nach Westindien gemacht. Von nichts Geringerem hielten sie sich daher völlig überzeugt, als daß er der glückliche Finder von El Dorado und dorthin zurückgekehrt sei, wo er als reicher, glücklicher König lebe, der höchstens Sehnsucht nach seinen tapfern Söhnen und den Wunsch hege, daß sie zu ihm kommen sollten. Gewiß wollten sie das einst ungeachtet der unbeschreiblichen Gefahren (von denen zwölf Fuß hohe Riesen und feurige Drachen, an die sie fest glaubten, noch die geringsten waren) die ihren Weg gewiß so dicht erfüllen würden, wie die vom Herbstwind fortgewirbelten Blätter die Bergschluchten.

„Schau, Ruy," sagte Carlos, „die Sonne bescheint unsers Vaters Worte!"

„Ach ja! Was wird uns Glückliches begegnen? Etwas geschieht immer, wenn sie so beleuchtet sind."

„Was möchtest du am liebsten haben?"

„Einen neuen Bogen und ein Büschel Pfeile mit Stahlspitzen. Und du?"

„Nun, die Chronik vom Cid, denke ich."

„Die möchte ich auch haben. Aber noch lieber —"

„Was?"

„Was sonst, als meinen Vater zu finden?"

„Ich meine den nächsten."

„Nun, wahrlich, wieder einmal nach Sevilla zu gehen, die Läden zu sehen, die Stiergefechte und die große Kirche und mit den Vettern zu fechten."

„Still! Hier kommt Dolores."

Eine schlanke, große Frau, in schwarzen Wollstoff gekleidet, dem ein nettes weißes Häubchen das allzudüstre nahm, trat ins Zimmer. Dunkles, von Silberfäden durchzogenes Haar, blasse, eingesunkene Züge, deren Furchen von erlitten Sorgen zeugten, ließen sie älter, als sie war, erscheinen. Einst war sie schön gewesen und es schien, als hätte sich ihre Schönheit rasch in der Glut eines brennenden Schmerzes verzehrt, statt allmählich unter der Sonne der schwindenden Jahre zu welken. Dolores liebte die Kinder ihrer Herrin und Nährschwester mit der stillen Kraft eines tiefen, leidenschaftlichen Herzens, das keine anderen Schätze besaß. Ihr Talent, ihre Energie vermochten es, die dürftigen Reste des Besitztums der Kinder zusammenzuhalten; sie umgab sie mit soviel billigen Annehmlichkeiten, als ihr möglich war. Doch würde sie als echte Spanierin jeden Augenblick ihr Behagen der Aufrechterhaltung ihrer Würde oder ihres vornehmen Ranges geopfert haben. Jetzt hielt sie in der Hand einen offenen Brief.

„Ihr jungen Herren," begann sie in dem förmlichen Stil, von welchem keine Versuchung ihrer vertraulichen Gefühle sie abzubringen vermochte, „ich habe gute Nachricht für Ew. Gnaden. Euer edler Oheim, Don Manuel, wird nächstens Euer Schloß mit seiner Gegenwart beehren."

„Wahrhaftig, gute Nachricht! Das macht mich so froh, als hättest du mir ein Wams von Seide geschenkt! Er kann uns mit zurück nach Sevilla nehmen," rief Juan.

„Er hätte zu Haus bleiben sollen, wünsche ihm Glück und meinen Segen dazu," murmelte Carlos.

„Ob Ihr nach Sevilla geht oder nicht, Sennor Don Juan," sagte Dolores ernsthaft, „das hängt wahrscheinlich davon ab, ob Ihr in Eurem Latein, Eurer Grammatik und den übrigen Lehrfächern gute Fortschritte zu Eures edlen Onkels Befriedigung gemacht habt."

„Ich gebe um des edlen Ohms Befriedigung nichts!" sagte Juan unehrerbietig. „Ich weiß schon soviel, wie ein Adeliger nötig hat, und zehnmal mehr, als er selber!"

„Ja wirklich," fiel Carlos ein und trat aus der Fensternische heraus. „Mein Onkel hält einen Gelehrten, wenn er nicht zufällig ein Kamerad von ihm ist, nicht viel wert. Ich weiß, daß er sagte, solche Leute beschwerten bloß die Welt und brächten Kummer über sich und alle die Ihrigen. So, Juan, wirst du wohl schließlich Gnade vor seinen Augen finden!"

„Sennor Don Carlos, was ist das mit Eurem Gesicht?" fragte Dolores, indem sie zuerst die Spur seiner kleinen Wunde entdeckte.

Beide Knaben sprachen gleichzeitig:

„Es war nur ein Hieb beim Fechten, bloß durch mein eigenes Ungeschick, es ist nichts," versicherte Carlos eifrig.

„Ich habe ihn mit dem Rappier getroffen, es war ein kleiner Unfall, es tut mir leid," sagte Don Juan und legte die Hand auf seines Bruders Schulter.

Dolores enthielt sich weise einer Ermahnung zu größerer Achtsamkeit. Sie entgegnete nur: „Junge Herren, welche Ritter und Capitäne werden wollen, müssen es lernen, scharfe Streiche auszuteilen oder zu empfangen." Im Geist setzte sie hinzu: Ihr lieben Jungen! möchtet ihr in zehn oder zwanzig Jahren so treu beieinander halten, wie Ihr es jetzt tut!

Der Brief des Mönchs.

Frater Sebastian Gomez an den Ehrwürdigen Sennor Felipe de Santa Maria, Licentiaten der Theologie, wohnhaft zu Alcala de Henarez, gewöhnlich genannt Complutum.

Sehr berühmter und verehrter Sennor!

Hier zwischen düstre, ungastliche Berge verbannt, gereicht es mir des öfteren zum Trost, gedenke ich der Freunde meiner Jugend und jener glücklichen Zeit, die ich in den alten Hallen der Weisheit zugebracht, wo ich mit Euch im Lenz unsers Lebens die gelehrten Vorlesungen jener edlen und strenggläubigen Griechen Demetrius Dneas und Nicetus Phaustus besuchte, oder wo wir zu Füßen des ehrwürdigen Patriarchen der Wissenschaft, Don Fernando Nunez gesessen! Glücklich seid Ihr, o Freund, daß es Euch vergönnt ist, Eure Tage in so angenehmer Umgebung, bei so anziehenden Beschäftigungen zu verbringen, während mich Unseligen das Schicksal und die Vernachlässigung meiner Freunde zwingen anzunehmen, was mir geboten ist, statt zu erlangen, was ich wünsche. Ich stehe leider in der Notwendigkeit, meine Tage in undankbarer Beschäftigung hinzuleiern, ich muß die Anfangsgründe menschlichen Wissens in unachtsame Kinderköpfe eintrichtern, die zu unterweisen ungefähr soviel bedeutet, als auf Sand oder Wasser schreiben. Doch um Eure ausgezeichnete, erhabene Freundschaft nicht durch unpassende Weitläufigkeit zu ermüden, will ich kurz die Umstände berichten, welche meinen hiesigen Aufenthalt veranlaßt haben."

(Der gute Frater fährt nun fort, von seiner Person zu erzählen, aber keineswegs faßt er sich kurz, und weil dies unsre Geschichte nichts angeht, lassen wir das am besten weg.)

— Fortsetzung folgt.

Die wahre Freiheit.

„In meiner neugegründeten evangelischen Gemeinde," erzählt ein belgischer Diaspora-Pfarrer, „hatte ich auch einen Mann, welcher früher katholisch gewesen war und sich seit seinem Uebertritt durch außerordentliche Gewissenhaftigkeit in der Befolgung von Gottes Wort auszeichnete. Nun arbeitete er in einer Eisenwarenfabrik, und es hatten in dem Magazin, aus welchem Werkzeuge, Oel und dergleichen abgegeben wurden, allerlei Unterschlagungen stattgefunden. Als ehrlich bekannt, bekam er den Auftrag, fortan diese Gegenstände herauszugeben, und er verdiente damit Fr. 3,50 im Tag; doch sollte er auch des Sonntags arbeiten kommen. Er sagte aber von vornherein dem Werkführer, daß er am Sonntag nicht kommen könne. Dieser erwiderte ihm darauf, daß er dann, nach den Regeln der Fabrik, für jeden Tag Versäumnis mit fünf Franken bestraft werde. Und so geschah es. Das war ein Verlust von Fr. 8.50 für jeden Sonntag. Dennoch harrte er seinem Gewissen gemäß aus.

Endlich drohte man ihm, ihn von der Fabrik wegzuschicken. Ehe es aber so weit kam, wurde er vor den Direktor gerufen, welcher ihn fragte: „Warum sind Sie so halsstarrig, am Sonntag nicht arbeiten zu wollen?" Er erwiderte höflich: „Erlauben Sie, Herr Direktor, etwas zu fragen?" — „Ja." — „Ist, seitdem Sie mir den Posten im Magazin gegeben haben, etwas von den Sachen weggekommen?" — „Nein, wir anerkennen, daß Sie ehrlich sind, und wünschten daher, daß Sie auch am Sonntag da wären."

„Erlauben Sie, daß ich dagegen sage, daß wenn ich nichts entwende, es nicht ist, weil ich keine Gelegenheit dazu habe, sondern weil Gott in seinem Gesetze sagt: „Du sollst nicht stehlen!" und ich trachte danach, Gottes Gesetze zu halten." — „Daran tun Sie recht; aber was hat das hiermit zu tun?" — „Ja, Herr Direktor, Gott aber sagt in dem nämlichen Gesetze: „Du sollst den Feiertag heiligen!" Wenn ich nun das eine Gebot nicht übertreten darf, so darf ich auch das andere nicht. Daher läßt es mir mein Gewissen nicht zu, am Sonntag zu arbeiten." Der Direktor sagte: „Nun, wir wollen sehen, was wir tun können." Und die Folge davon war, daß man ihm nicht nur den Sonntag freigab ohne jegliche weitere Frage, sondern man ordnete an, daß so viel wie möglich auch andere Arbeiter am Sonntag frei sein sollten.

Nun kam ich an einem Sonntagnachmittag im Frühjahr von einem entfernten Krankenbesuch zurück, als ich außerhalb der Stadt meinen Freund auf einem Acker Kartoffeln legen sah. Ich wurde irre an ihm, ging hin und sagte zu ihm: „Wie, Sie arbeiten an einem Sonntag?" — „Ach ja," sagte er, „dies Stück Land hat mein Nachbar (ein Katholik) gepachtet. Der arme Mann ist aber seit Monaten krank und kann seine Kartoffeln nicht selber pflanzen. Da er seit langem nichts verdient hat, kann er es auch von andern nicht tun lassen. Es ist aber die höchste Zeit, daß die Kartoffeln in die Erde kommen. So sagte ich zu ihm: „Gib sie nur her, ich werde das Feld umgraben und die Kartoffeln legen." Da ich aber in der Woche nicht frei bin, werde ich es heute schon tun dürfen."

Ich bewunderte den Mann, von dem ich wußte, daß er lieber Schaden erlitt, als Gottes Gebote zu übertreten. Jetzt sah ich, wie er den Sinn des Evangeliums so klar erfaßt hatte und sich zur rechten Stunde vom Gesetz freimachen konnte, indem er nach Christi Vorbild am Sonntag seinem Nächsten Liebe erwies."

Wie zeigt sich doch im Leben eines jeden, der sich ganz dem Herrn ausgeliefert hat, die Wahrheit des Wortes: „Sie alle werden vom Herrn gelehrt sein!" In Sachen, über die sich manchmal Gelehrte und „Weise" umsonst streiten, da findet der einfache Gläubige mit Sicherheit seinen Weg. Herrliche Freiheit!

Der Besitz der köstlichen Perle deines Seelenheils kostet dir alles, was du hast, aber ihr Wert übertrifft die Kosten in einer solchen Weise, daß sie trotzdem noch als eine Gabe von unserem himmlischen Vater angesehen werden muß.